



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

Ger
1920
6.10

WIDENER LIBRARY



HX 1716 W

Get 1920.6.10

**HARVARD COLLEGE
LIBRARY**



**FROM THE LIBRARY OF
RODOLPHE REUSS
OF STRASSBURG**



**BOUGHT WITH THE
BEQUEST OF
HERBERT DARLING FOSTER**

A. M. 1892

Bernhard von Weimar

Ein Lebensbild

zu seinem 300. Geburtstage

von

Albrecht Thoma

Mit zwei Bildnissen und drei Städteansichten



Weimar

Hermann Böhlau Nachfolger

1904

Gen 1920.6.10
✓

HARVARD COLLEGE LIBRARY
FROM THE LIBRARY OF
RODOLPHE REUSS " 1
THE BEQUEST OF
HERBERT DARLING FOSTER
NOVEMBER 9, 1928

Weimar. - Hof-Buchdruckerei.

Du Held von Weimar, jünglinghaft,
Reit ein in unsre Reihen,
Dass wir an deiner Heldenkraft
Uns, deutsche Jugend, freuen.

Des Heldenkönigs Paladin,
Vom Stamme stolzer Ahnen,
Als er zum Tod gesunken hin,
Erhobst du seine Fahnen.

Und als der deutschen Fürsten Chor
Des Glaubens Schwert zerbrachen,
Hobst du das deine hoch empor
In gottesmut'gem Wagen.

Für deutscher Freiheit Heiligtum
Hast's freudig du geschwungen
Und hast dem Evangelium
Die freie Bahn errungen.

Kein Herz hat deutscher, freier keins-
In Fürstenbrust geschlagen;
Kein Bild erglänzte hellern Scheins
In deinen dunkeln Tagen.

Drum strahlt dir heut des Festes Glanz,
Dir tönen heut die Glocken,
Wir setzen dir den Lorbeerkrantz
Auf deine Jugendlocken.





Bernhard von Weimar.

Inhalt.

	Seite
1. Jugendzeit. 1604—21	1
Acht Prinzen und neun Waisen. „Eine löbliche Hausmutter.“ Zwei Prinzenverzieher. Vormünder und Prozeffe. Mutter und Bruder tot. Die Thüringische Sintflut und der Schloßbrand. Der Palmorden. Der Mutter Testament.	
2. In der Kriegsschule. 1622—32	10
Der große deutsche Krieg. Die Weimarischen Brüder und der Evangelische Bund. Die Restitution. „Der Löwe aus Mitternacht.“ Zwei Helbenjünglinge. Vom Siegeszuge zurück! Der Soldat als Freiberber. Eifersucht? Die Lützener Schlacht. Ein jugendlicher Feldherr.	
3. Herzog von Franken. 1632—33	20
Wer soll kommandieren? Gegen den schwarzen Hans. Er geht mit dem Generalkommissum um. Bekehrung mit Franken. Huldbigung in Würzburg.	
4. Regensburg. 1633	28
Der weimarische Bruder und der sächsische Vetter. Wallenstein und die Sachsen. Die Donau hinab. Vor Regensburg. Die Belagerung. Der Einzug.	
5. Gegen Wallenstein. 1633—34	37
Nach München und Wien! Dem Friedländer auf den Hals. Wallenstein erschappiert. Sein „Verrat“ und Tod.	
6. Das Unglücksjahr. 1634	43
Not und Feinde ringsrum. Regensburg verloren. Eilender Rückzug. Rördlingen. Belagerung und Entsatz versprochen. Die Schlacht. Verloren!	

	Seite
7. Allerlei Angebote. 1634—35	52
Rückzug nach Frankfurt. Glend. Was die Franzosen am linken Rheinufer wollen. Anerbietungen des Kaisers. Philippsburg und Speier lieberlich verloren. Frankreichs „Bruch“. Der französische Vertrag. Bernhard unterschreibt nicht.	
8. Allerlei Rückzug. 1635	61
Ein unbotmäßiger Marschall. „Das Herz am Main“ verfaßt. Der Kurfürst fällt ab und der „Bund geht über Eck“. Ein Kardinal General. Kaiserslautern verloren. Mainz entsetzt. Wieder zurück. Eine ruhmvolle Retirade und eine schreckliche. Der Generallissimus des Evangelischen Bundes steht allein.	
9. Bernhard in Paris. 1635—36.	71
Der Vertrag von St. Germain. Quartiere und Sold. Reise nach Paris. „Er bedeckt sich!“ Lustbarkeiten. Bernhard „Hochzeiter“? Endlich „heim“.	
10. Bernhard im Feld und im Lager	80
Hoffstaat und Generalstab. Bernhard als Christ und Mensch, als Feldherr und Landesherr. Das Volk und das Heer.	
11. Wieder zweierlei Rückzug. 1636	84
Ein „böses Nest“ wird ausgenommen. Bernhard darf es nicht behalten. „Um die Wette kampieren.“ Ein „Valet“. über den Wasgau. „Ein Reiterstücklein.“ Gallas wiederholt seinen Rückzug.	
12. An den Rhein. 1636—37	90
„Zweck und Regel all meiner Unternehmungen.“ Wieder keine Quartiere, Gelder und Hilfstruppen. Zweite Reise nach Paris. Bei Groot. In Hochburgund. Rheinübergang und Schanzwerk bei Wittenweier.	
13. Wieder zurück vom Rhein. 1637	97
„Tracheit van de francoisen.“ „Sich gedulden!“ Keine Armee und kein Sou. Bernhard zieht wütend ab.	
14. Die zwei Schlachten bei Rheinfelden. 1638	101
Bernhard wird Bischof von Basel. Kohan in Delsberg und mit dem Hohentwieler in Bern. Die Waldfelder. Verlorene und gewonnene Schlacht. „Der Befreier Deutschlands.“	

	Seite
15. Im Rheintal und auf dem Schwarzwald. 1638	109
Pariser Triumph. Freiburg erobert. „Durch unerhörte Gegend.“ Zu spät nach Breisach.	
16. Die Versuchung. 1638	115
Der Schweizer Diplomat und die katholischen Minister in Paris. Ein Abgesandter aus der Heimat. „Gleichsam erstarrt.“ Friedensangebot und Bedrückung.	
17. Die Schlacht bei Wittenweier. 1638 . . .	123
Der Stellvertreter und der Gegner des „schwarzen Hans“. Offenburg nicht überrumpelt. Heerschau. Gefecht bei Friesenheim. Durch den Kaiserwald zur Rheinschanze. Die Schlacht. Viktoria!	
18. Breisach. 1638	130
Die Festung. Eingeschlossen. Entsatz. Schlacht auf dem Ochsenfeld. Götz ist wieder da. Hungerznot. Auszug und Einzug in Breisach. Zwei arme Sünder. Triumphfest.	
19. Loß von Frankreich? 1638—39	145
Winterquartiere in der Freigravität. Frankreich will Bernhard um Breisach bringen. Erlach in Paris. Der hessische Armee. Savelli und andere probieren Unterhandlungen. Frankreichs Zumutungen, Verschönerungen und Verleumdungen. Ohne Frankreich zu fragen.	
20. Das Ende. 1639	155
Kränklichkeit. Fieberanfall. Abschied. Testament und heilige Wegzehrung. Der andere Alexander. Sein guter Kampf.	



I.

Jugendzeit.

Acht Prinzen und neun Waisen. „Eine übliche Hausmutter.“
Zwei Prinzenegerieher. Vormünder und Prozesse. Mutter und
Bruder tot. Die Thüringische Sintflut und der Schloßbrand.
Der Palmenorden. Der Mutter Testament.

In dem Herzogsschlosse Hornstein zu Weimar tummelten sich sieben junge Prinzen, von zehn bis kaum zwei Jahren herab. Da kam am 6. August 1604 noch ein achtes Prinzelein dazu, das wurde Bernhard genannt, nach berühmten Vorfahren der Herzogin-Mutter Dorothea Maria, welche aus dem alten Geschlechte der Askaniern stammte. Ein Adler, heißt es, umkreiste das Schloß in jener Morgenstunde; das wurde als Vorzeichen gedeutet für den hohen Flug, den der königliche Geist des Knaben nehmen sollte. Aber auch ein Muttermal am Leibe des kleinen Prinzen erschreckte abergläubische Gemüther als Vorbedeutung für großes Leid. Beides traf in der That ein bei Bernhard von Weimar; denn Schmerz und Größe sind immer verbunden im Leben.

Kaum ein Jahr alt war Bernhard, da verlor er schon den Vater, Herzog Johann, und die acht Brüder, zu denen sich dann noch ein kleines Schwesterlein als Nachgeborenes gesellte, waren nun arme Waislein trotz ihres fürstlichen Ranges: Statt des Vaters regierten Vormünder das Land, und dies war klein und arm.

Thoma, Bernhard von Weimar.

Da ging es sparsam und ärmlich zu auf Schloß Hornstein. Aber eine Mutter wie Herzogin Dorothea Maria ist ein Segen für ihre Kinder. Sie war eine „lößliche Hausmutter“ und verstand hauszuhalten. Sie selbst ging schlicht daher wie eine Bürgerfrau. Und trotzdem sie von zarter Gestalt und zarter Gesundheit war, konnte sie nie müßig sein; selbst wenn sie in dem Lustgarten spazieren ging oder in der Sänfte sich über Feld tragen ließ, hat sie immer etwas um die Hand gehabt. Dabei war sie wohlthätig, half armen Gemeinden Kirchen bauen, verteilte zweimal in der Woche Brot unter die Armen und Arznei aus ihrer Schloßapotheke an dürftige Kranke. Ihr Haus — so rühmen ihre Zeitgenossen — war eine „Schule der Gottesfurcht und Tugend, man lernte da Zucht, Emsigkeit und Geschicklichkeit in häuslicher Nahrung“; sie duldete auch bei ihrer Umgebung „keine Unordnung, Unsauberkeit oder müßige Hände. Aber sie hatte auch ein aufrichtiges Herz, einen fürstlichen Wandel, einen wahrhaften Mund, und wer Ihro Fürstlichen Gnaden nicht aufrichtig und reinlich hinter die Augen ging, der hatte es bei derselben verdorben. Sie war eines hohen Verstandes, weise und sinnreich in Anschlägen, und dafür weit und breit berühmt. Dazu hatte ihr Gott einen herzhaften Mut nebst sonderlicher Bedachtsamkeit verliehen, daß sie bei großer Widerwärtigkeit und vielem Unglück unverzagt blieb. Ihre Rede war in Zeiten der Trübsal: Gott wird's wohl machen, wenn's Zeit ist; ich verlaß mich auf ein stark Gebet“.

In diesem Geist und Sinn erzog die Herzogin auch ihre neun Waislein. Mit Gebet gingen sie zu Bette und mit Gebet wachten sie auf. „Täglich bekamen sie



Dorothea Maria,
Herzogin zu Sachsen-Weimar, geb. Fürstin von Anhalt,
„die Mutter der Ernestiner“.

ein Kapitel aus dem Neuen Testament zu lesen, damit sie die heilige Schrift in der Jugend anfangen zu lernen und als den höchsten Schatz lieb und wert hielten.“ Den Kleinen Katechismus Luthers und kurze deutsche Psalmen mußten sie auswendig lernen. Jeden Sonntag ging's mit dem Lehrer in die Kirche; dieser examinierte die Prinzen dann über die Predigt, „damit sie beizeiten gewöhnt würden, fleißig Achtung zu haben“. Wie's schon der selige Vater angeordnet hatte, wurden die Prinzen „zu guter Zucht und fürstlichen höflichen Sitten“ angehalten; sie sollten nicht hochmütig werden, sondern gegen jedermann gütig und untereinander brüderlich sein. Sie sollten sich hüten lernen vor wüster, leichtfertiger, unwahrer Rede, vor zornigen, zänkischen Sachen, vor Trinken und Spielen. Und weil Ordnung die Hauptsache im Leben ist, so sollte alles pünktlich und geregelt zugehen: Essen und Schlafen, Beten und Lernen, Arbeit und Erholung.

Dorothea Maria war eine wohlunterrichtete, wie man heute sagt, eine gebildete Frau. Aber natürlich selber unterrichten konnte sie ihre acht Söhne nicht. Dafür berief sie allerhand tüchtige Lehrer nach Weimar an ihren Hof. So unter anderen Wolfgang Ratichius, der eine „neue Didaktika“, eine Unterrichtsform aufstellte, wonach Anschauung statt Auswendiglernen, Übung statt Studium und die Handhabung der Muttersprache statt des alleinseligmachenden Lateins gefordert war. Die Herzogin-Mutter selber lernte von ihm noch nach seiner Methode die alten Sprachen. Vor allem aber wurde der neunjährige Bernhard mit seinem älteren Bruder Friedrich Wilhelm von diesem Ratichius unterrichtet.

Das Beste und Höchste aber lernte der junge Fürst von Dr. Hortleder, der die beiden ältesten weimarischen Brüder auf die Universität Jena begleitet und dort ihre Studien geleitet hatte und später Mitglied des geheimen Rats (d. h. des Ministeriums) wurde. Er war ein strenger, aber geistvoller Mann; von großer Gelehrsamkeit, scharfem und weitem Blick. Dr. Hortleder führte die jungen Prinzen in die Staatskunst ein, besonders durch die Geschichte, „die Unterweiserin der Fürsten“: dies sei „das rechte eigentliche Fürstenbuch“; freilich nicht die griechischen und römischen Historien und solcherlei „alte Fabeln“, sondern die Geschichte des deutschen Vaterlands und der eigenen Erblände. Und diese Geschichte mußten junge Fürsten nicht mit gelehrten, sondern „mit politischen Augen“ ansehen. Von diesem Dr. Hortleder lernte Bernhard staatsmännische Weisheit, politischen Scharfblick und rasche und weitsichtige Erfassung großer Verhältnisse.

Freilich, daß er die im Leben nötig haben würde, daran dachte Bernhard damals durchaus nicht. Denn nicht zur Regierung mußte er als der jüngste Sohn sich berufen, sondern nach anderer Tätigkeit stand sein Sinn und Streben gerichtet: nach kriegerischer Tüchtigkeit und Feldherrnrühm. Denn welche andere Laufbahn stand einem nachgeborenen Fürstensohn offen als die militärische? Darauf hin wies den Jüngling auch die Geschichte, insbesondere die Geschichte seines Hauses, das ja die großen Kurfürsten der Reformationszeit zu seinen Ahnherren zählte: Friedrich den Weisen, Johann den Beständigen und Johann Friedrich den Großmütigen. Im Schmalkaldischen Krieg (1547) hatte Johann Friedrich

den Kurhut und den größten Teil seines Landes durch den Verrat des Moriz von Meissen am evangelischen Glauben und an den sächsischen Verwandten an die Albertiner verloren und der Rest war sodann durch Erbteilungen gevierteilt worden: durch Kriegsmacht allein konnte das Haus wieder groß und angesehen werden wie einst, wo das Ernestinische Kursachsen das erste Land in Deutschland war. Also war der kriegerische Beruf das Augenmerk des begabten und ehrgeizigen Knaben. An ritterlichen Übungen: Fechten, Reiten, Exerzieren hatte er seine höchste Freude, mehr als am Lernen in Büchern. Aber Latein und Französisch mußte er treiben, sprechen und schreiben, das war nötig für jeden vornehmen Mann. Und das kam ihm zu gut, als er nachher ein Feldherr wurde und Staatsmann; denn in beiden Sprachen bewegte sich damals die Diplomatie, und mit Frankreich hatte er viel zu schaffen und zu verhandeln. Auch Mathematik, besonders Erdmessaunst, und Technik gehörte zum militärischen Handwerk, und darin bildete Bernhard sich aus.

Aber nicht nur die Mutter und Lehrer erzogen den jungen Prinzen, sondern auch das Leben, und dieses, wie gewöhnlich, recht ansanft. Die Fürstenkinder erbten nicht nur Schulden, die ein verschwenderischer Oheim über das Land gebracht, sondern auch einen bösen Streit mit den altenburgischen Verwandten über Ansprüche auf das Kurland und den Kurhut von Sachsen, wenn die Albertiner Nachkommen des Moriz ausstürben. Nur halb, d. h. abwechselungsweise, wurde den Weimarer Fürsten dies Recht zugesprochen. Und in einem andern Streit um die Erbschaft der rheinischen Fürstentümer Jülich,

Cleve, Berg, Mark und Ravensberg erhielten die Weimarer sogar nichts als den Schatten des Besitzes: den bloßen Titel. Ferner: die verhassten Albertiner setzten es auch durch, daß ihr Kurfürst die Vormundschaft über die acht Prinzen und ihr Land führte und Kurfürst war seit 1611 Johann Georg, der größte Schlemmer und Säufer des Jahrhunderts. Und als endlich 1615 der älteste weimariſche Bruder: Herzog Johann Ernst mündig wurde, da überließ der Kurfürst Johann Georg diesem die Vormundschaft über seine sieben Brüder nur unter der Bedingung, daß alles, was er während der Vormundschaft getan und angeordnet, gelten und gehalten werden mußte, daß sie ihn als Familienoberhaupt ehren und nichts in Reichsſachen tun dürften ohne seinen Rat und Willen.

Zwei Jahre darauf, Bernhard war erst dreizehn Jahre alt, starb die geliebte Mutter durch einen Sturz vom Pferde. Unter allen Brüdern schmerzte dieser Verlust Bernhard am meisten, denn er, der jüngste, der lebhafteste und fröhlichste von allen, war ihr Lieblingssohn, und er hing auch am innigsten an der Mutter.

Auch sonstiges Unglück erlebte der Knabe, welches auf sein empfängliches Gemüt tiefen Eindruck machte. Als er neun Jahre alt war, kam die „thüringische Sintflut“, welche Hunderte von Menschen und Tausende von Häusern mit fortriß. Im Todesjahr der Mutter 1617 war (wie 200 Jahre später) eine große Teuerung und Hungersnot im Lande. Und 1619 wütete eine Feuerbrunst in Weimar, welche auch das väterliche Schloß zum großen Teil zerstörte. Im August 1620 kam Bernhard mit seinem Bruder Friedrich Wilhelm nach Georgen-

thal; dort wollten die zwei Jünglinge sich vergnügen mit Jagen. Aber sie bekamen die Blattern. Bernhard genas; aber sein Bruder mußte sterben, und der sechzehnjährige Bernhard geleitete seine Leiche in die Fürstengruft nach Weimar.

Dabei war Bernhards Leben doch nicht ohne Sonnenschein. Wie die Mutter liebevoll war, so hielten auch die Geschwister in brüderlicher Liebe zusammen. Am Schloß Hornstein war ein schöner Lustgarten, wo die Mutter erlesene Pflanzen hegte, und drinnen im Schloß verschönte eine gute Musik von trefflichen Künstlern die Feste und Familienabende. Auch auf der Jagd durften sich die Prinzen erlustieren. Und bei dem Trauermahl nach der Beerdigung der Mutter, als alle Brüder und die fürstlichen Verwandten aus Anhalt beisammen saßen, beschloßen die Prinzen einen Verein oder Orden zu bilden, darinnen sie sich „ehrbar, nützlich und ergötzlich bezeigen, tätig, fröhlich, lustig und verträglich sein, sich grober Reden und Scherze enthalten wollten, auch die hochdeutsche Sprache in ihrem rechten Verstande, ohne Einmischung fremder Wörter erhalten und sich der besten Aussprache im Reden und der reinsten Art im Schreiben und des Reimdichtens befleißigen“. Jedes Mitglied trug das Ordenszeichen, einen Palmbaum, und führte einen Ordensnamen. Das ist der berühmte „Palmenorden“, dessen Mitglied auch der fünfzehnjährige Bernhard wurde.

Unter den Prinzen und Prinzessinnen, die so zeitweise zu Weimar in traulichem Verkehr weilten, war auch ein anhaltisches Bäschen, die jüngere Schwester von Bernhards Schwägerin, der Gemahlin des Bruders Wilhelm; sie hieß Kunigunde Juliane und schloß sich

recht innig an ihren vier Jahre älteren Gespielen Bernhard an, und noch in später Zeit schrieben sich die beiden Jugendfreunde trauliche Briefe. Nach seiner Mutter Tode kam Bernhard mit seinem älteren Bruder eine Zeitlang zu seinem Oheim nach Koburg. Sonst lebte er in Weimar.

Die Herzogin-Mutter hatte bei ihrem Tode in ihrem Testamente die Kinder vermahnt: „sie sollten wie in ihren kindlichen Tagen Gott und sein Wort samt dem lieben Gebet fleißig in acht nehmen und von der Religion ihrer Vorfahren um keiner zeitlichen Wohlfahrt oder Vermeidung irdischen Unglücks willen abweichen, sich auch an niemand, der nicht lutherischer Religion, verheiraten; sie sollten weiter nach dem Exempel ihrer Eltern sich brüderlich vertragen, die jüngern den ältern folgen, die ältern aber die jüngern nicht hintansetzen; sie sollten überhaupt sich aller christlichen und fürstlichen Tugenden befleißigen“.

Das ließen sich nun die Geschwister angelegen sein, und so verschieden sie waren an Alter, Geist und Gemüth, so lebten sie doch einträchtig beieinander, und die acht Brüder führten ein sittsames und mustergültiges Leben, trotzdem erst zwei Brüder die mündigen Jahre erreicht hatten. Der Geist und der Segen der Eltern wirkte in den fürstlichen Kindern nach und die christlich tugendsame Erziehung der Mutter bestand an ihnen die Probe.

II.

In der Kriegsschule.

Der große deutsche Krieg. Die weimariſchen Brüder und der Evangelische Bund. Die Reſtitution. „Der Löwe aus Mitternacht.“ Zwei Helbenjünglinge. Vom Siegeszuge zurück! Der Soldat als Freiworber. Eiferſucht? Die Böhener Schlacht. Ein jugendlicher Feldherr.

In die Jünglingsjahre des ritterlichen Fürſten ſchlug der Waffenlärm des beginnenden großen deutſchen Krieges. Kurz nach dem Tode der Mutter hatte der Kirchenbrand von Kloſtergrab „die böhmischen Unruhen“ entfacht. Als das Haupt der proteſtantiſchen Union, Kurfürſt Friedrich von der Pfalz, von den evangeliſchen Böhmen ſich zum König wählen ließ, da ſtellten ſich die drei älteſten Brüder, welche majoren waren, Johann Ernſt, Friedrich und Wilhelm, dem Böhmenkönig zur Verfügung gegen den Kaiſer Ferdinand II. und die Liga, zur „Verteidigung der Religion und Erhaltung der deutſchen Freiheit“, auch „weil ſie ſamt ihren lieben Brüdern in dem eigenen Lande nicht ſich erhalten könnten“. Und dies taten ſie trotz dem Zorn des Kurfürſten von Sachſen, der jezt, wie einſt der „proteſtantiſche Judas“ Moriz, ſich auf die Seite des Kaiſers ſtellte gegen ſeine eigenen Glaubens- und Blutsverwandten und ſich als „Judaslohn“ die Lauſitz geben ließ.

Die Schlacht am Weißen Berg ſtürzte den König Friedrich, lieferte Böhmen an den Kaiſer und Papſt aus und zerſprengte den evangeliſchen Bund. Nur Graf

Mansfeld, Herzog Christian von Braunschweig und Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach kämpften noch für die protestantische Sache in Deutschland, auch der Prinz Friedrich Heinrich von Oranien in Holland gegen die mit dem Kaiser und der Liga verbündeten Spanier. Ihnen schlossen sich die drei weimariſchen Brüder an: Ernst ging in die Niederlande, Friedrich zu Mansfeld, Wilhelm zu dem badischen Markgrafen. Die Weimarer Brüder ließen sich lieber ächten, als daß sie von der guten Sache abstanden.

Mit Wilhelm zog der jüngste Bruder Bernhard. Als er nämlich die drei kriegerischen Brüder zu Aschersleben einreiten sah in ihrer Eisenrüstung, da ließ er sich nicht mehr halten: statt auf der Universität Jena zu studieren und zu fechten — er hielt es dort nur ein Semester aus —, zog der siebzehnjährige Jüngling unter seinem Bruder Wilhelm in den blutigen Ernst der Kriegsschule: er verdiente sich in der Schlacht des Markgrafen gegen Tilly bei Wimpfen (1622) die Sporen, und führte unter dem Braunschweiger Herzog bei Stadtlohn (1623) ein Infanterieregiment seines Bruders. Aber es waren unglückliche Schlachten. Nur der Oranier kämpfte noch mit Ruhm und Glück. Zu ihm wandte sich darum Bernhard als Lehrling bei dem großen Meister der Kriegs- und Belagerungskunst, und verblieb zwei Jahre in seiner trefflichen Schule. Als 1625 der Dänenkönig für die deutsch-evangelische Sache eintrat, stellte sich Bernhard als Oberst über 1200 Reiter in seinen Dienst. Aber auch der dänische Krieg fiel unglücklich aus. König Christian mußte, um Frieden zu erhalten, versprechen, sich nicht mehr in die deutschen Angelegenheiten zu

mischen. Bernhard nahm seinen Abschied. Die zwei älteren Brüder waren indessen auf dem Schlachtfeld gefallen, der dritte, Wilhelm, gefangen, ein jüngerer gestorben. Wilhelm erhielt Pardon und führte die Landesregierung für die noch übrigen Brüder. Bernhard bekam durch Wallenstein, der den jungen Offizier wohl leiden mochte, die Erlaubnis zur Heimkehr nach Weimar.

Aber es sah traurig aus im Lande und Reich. In Thüringen gab's Durchzüge, Einquartierung mit all den Gewaltthaten, Räubereien und Schandtaten, wie sie sich die wilden Kriegshorden damaliger Zeit in Freundes- wie Feindesland erlaubten. 1629 verordnete der Kaiser die „Restitution“, d. h. die Rückerstattung von zahlreichen evangelischen Gebieten, Kirchen, Schulen und Pfründen an die katholische Kirche, denn er war Sieger und konnte die deutschen Fürsten und Protestanten nach Gefallen vergewaltigen. Bernhard biß in den sauren Apfel und reiste zweimal nach Dresden zum Vetter Kurfürsten, der sollte beim Kaiser gegen die zügellose Grausamkeit der kaiserlichen Truppen vorstellig werden; aber Hans Georg zuckte zur Not der Evangelischen kaltblütig die Achseln. Gegen die „Restitution“ tat er gar nichts; denn sein Land war davon ausgenommen. Da es so trostlos in Deutschland aussah, ging Bernhard wieder nach Holland ins Lager des Prinzen von Oranien und half ihm die berühmte Festung Herzogenbusch, „die Jungfrau von Brabant“, bezwingen und dann auch das starke Wesel.

Dann kehrte er nach Weimar zurück. Da wurde er auf einer Schlittenfahrt nach Jena von zwei marodierenden Soldaten angehalten, welche, ohne ihn zu kennen, eine „Mitterzehrung“ von dem Reisenden erpressen wollten.

Der eine setzte dem Prinzen die Pistole auf die Brust. Aber unerschrocken sprang dieser aus dem Schlitten auf den Räuber los und überwältigte ihn.

Als in Deutschland die Not der Evangelischen am größten war, war auch ihre Hilfe am nächsten. „Der Löwe aus Mitternacht“: Gustav Adolf von Schweden erschien und rief die protestantischen Fürsten auf, sich unter seinen Schutz und seine Führung zu stellen. Aber keiner horchte auf seinen Ruf als der junge Landgraf Wilhelm von Hessen und Bernhard von Weimar.

Bernhard reiste wieder nach Dresden und verhandelte mit dem Kurfürsten, er brachte einen „Konvent“ der mitteldeutschen Fürsten in Leipzig zustande. Dort bestürmte er den Bruder Wilhelm und die andern Fürsten und suchte sie zu einem festen Bunde zu bewegen, wie der von Schmalkalden war, damit die Freiheit der Religion und die Unabhängigkeit der Fürsten gerettet werde. Das viele Schreiben an den Kaiser helfe nichts, da gelte es Taten. Alles umsonst. Auch seinen Bruder konnte er nicht überreden. Es ist „Gottes Sache, da darf man nicht verzweifeln trotz aller Gefahr; oft hat Gott durch geringe Kraft geholfen, wo alles verloren schien; der Gott, der dem Jüngling David gegen den Riesen Goliath geholfen, und durch Jonathan ein ganzes Heer erschreckte und vernichtete — er lebt noch und gedenkt heute noch seine Macht zu üben“. So sprach er. Vergeblich! Furcht vorm Kaiser, Mißtrauen und Eifersucht auf Gustav Adolf hielt die Fürsten ab, sich an den König anzuschließen. Da erhoben sich die beiden heldenmütigen Jünglinge Wilhelm von Hessen und Bernhard von Weimar auf eigene Faust mit ein paar Regimentern gegen die kaiserlich-ligistische

Übermacht. Bernhard reiste selber zu dem Schwedenkönig nach Werben, nahm in echt jugendlichem Kriegseifer an einem Vorpostengefechte teil, drang gegen Vorschrist im hitzigen Ungefüm bis vor Tillys Front; da wurde sein General gefangen; Bernhard aber setzte ihm nach ihn zu befreien. Ein Pferd wurde ihm unterm Leibe erschossen, ein zweites verwundet, als er es eben besteigen wollte; dennoch hieb Bernhard den General heraus. Der König gab Bernhard bei seiner Rückkehr einen sanften Verweis, aber er hatte doch sein Wohlgefallen an dem tapfern jungen Helden. Er machte Bernhard zum Obersten seines Leibregiments zu Pferde, trug ihm auf, drei Regimenter zu werben und schloß mit ihm und dem Landgrafen ein Bündnis. Die beiden jungen Helden warfen die eingedrungenen kaiserischen Völker aus Hessen hinaus.

Jetzt endlich schlossen sich Brandenburg, Kursachsen und Wilhelm von Weimar den Schweden an und es entstand ein neuer, stärkerer Evangelischer Bund unter Gustav Adolfs Führung. Dieser schlug den unüberwundenen Tilly bei Breitenfeld (1631). Auf seinem Siegeszug durchs Frankenland nach Mainz begleitete ihn Bernhard. Dann wurde er Befehlshaber von größeren Truppenabteilungen, half Königshofen und Schweinfurt erobern, die Marienburg in Würzburg erstürmen und zog mit dem König in Frankfurt ein. Auch bei der Einnahme von Mainz war er dabei.

Dann ging Bernhard selbständig vor, eroberte Frankenthal, Speyer, Germersheim. Die starke Festung Mannheim gewann er mit List: am 29. Dezember vor Tagesanbruch erschien er vor den Toren, als wäre er kaiserlich

und begehrte Einlaß. Er drang mit 300 Mann ein, die spanische Besatzung wurde niedergemacht, die Deutschen gefangen. Dann sollte er mit dem Reitergeneral Pfalzgrafen Christian als General der Infanterie unter dem Kanzler Orenstierna zusammenwirken, konnte sich aber nicht mit ihm vertragen.

Da wurde Bernhard abberufen nach Schwaben. Denn Gustav Adolf mußte aus München, wohin er im Frühjahr 1632 siegreich vorgeedrungen, nach der Oberpfalz (bei Amberg) zurückkehren, weil Wallenstein wieder in kaiserlichen Dienst getreten war und mit einem neuen furchtbaren Heer heranrückte, um sich mit den Bayern zu verbinden. Bernhard und dem schwedischen General Baner wurde die Aufgabe gestellt, das Land Schwaben und Bayern zwischen Donau und Alpen festzuhalten, die noch vom Feind besetzten Festungen zu bezwingen, das Land von den Leopoldischen (Tirolern) zu säubern und die aufrührerischen Bauern zu unterdrücken. Bernhard eroberte die Städte zwischen Bodensee und Lech, auch Bregenz, dann wandte er sich gegen die Festung Füssen, das wichtigste Bollwerk in Südbayern. Sie leistete verzweifelten Widerstand, denn sie hatte eine starke Besatzung. Bernhard mußte stürmen lassen; er selbst ritt voran, eine Kanonenkugel zerschmetterte ihm das Roß unter dem Leib. Er erhält ein anderes und die Mauer wird bestiegen: elfhundert Mann konnte der Herzog vor der Wut der gereizten Sieger retten. Dann ging es gegen die „Ehrenberger Klause“, welche den Zugang zum Land Tirol sperrte: hatte der Herzog die gewonnen, so lag ihm der Weg nach Innsbruck offen. Im ersten Ungeßüm erstürmte er die drei Schanzen und

machte sich daran, die Stadt und Feste zu belagern, und der Erzherzog Leopold in Innsbruck bekam einen schönen Gruß gesagt, nächstens werde ihm der Herzog Bernhard in seiner Residenz einen Besuch abstatten. Da kam vom Schwedenkönig der Befehl: Zurück nach Nürnberg! Bernhard mußte folgen, so schwer es ihn auch ankam, und betrübten Herzens zog er im Eilmarsch nach Norden. Hier stand der König bei Nürnberg, bedroht von Wallensteins Übermacht; daher hatte er seine Generale von allen Seiten her gerufen und sie kamen rechtzeitig zur Stelle, so daß ihnen der König dankbar die Hand schüttelte.

Aber jetzt galt es den Friedländer aus seinem fast unangreifbaren Lager auf der alten Feste zu vertreiben. Denn dort wollte er Nürnberg und die Schwedischen aushungern. Endlich wagte der König verzweifelt einen Sturm. Bernhard führte den linken Flügel. Da sank sein Pferd getroffen unter seinen Füßen. Ein zweites trug ihn den steilen Burgstall hinan, seine Getreuen ihm nach; aber das Geschütz heraufzubringen gelang nicht. Der Abhang war zu jäh und das Regenwetter hatte den Boden schlüpfrig gemacht. Der Sturm mußte aufgegeben werden. Der König zog ab, um Bayern zu bedrohen und Bernhard blieb in Nürnberg zurück, um Franken zu beschützen.

Damals war in Nürnberg ein französischer Oberst, ein Hugenothe, Gassion, dem Bernhard sehr gewogen war, krank gelegen bei einer Magistratsfamilie, die ihn getreulich pflegte, daß er genas. Aber das liebliche Rats-töchterlein hatte es dem Franzosen angetan und doch wagte er's in zarter Schüchternheit nicht, darum zu

freien. Da warf sich der Herzog zum Freierwerb auf und bat den König, den Oberst unter sein Kommando zu stellen. Aber der Franzose, der Bernhards Absicht merkte, weigerte sich, ging zum König und bat, ihn selber begleiten zu dürfen. Der König schüttelte den Kopf, Gassion aber erklärte schließlich in echt französischer Ritterlichkeit: „Es steht nicht in der Gewalt Ew. Majestät, mich unter den Herzog zu stellen, weil ich Ihr Wort habe, daß ich an Ihrer Seite sterben darf.“ Dadurch gerührt, gab der König nach, trug aber dem Obersten auf, sich beim Herzog zu entschuldigen. Der schenkte ihm eine Perlenkette und bedang sich nur aus, Gassion möge ihn zu seinen Gastfreunden führen. Zögernd tat dies der Oberst. Nun verklagte ihn Bernhard bei dem Mädchen, daß er sich des Königs Befehl widersetzt habe und durchaus fort wolle: er frage sie darum, ob sie ihm so leichten Kaufs den Abschied bewillige? Die Jungfrau wurde rot und konnte nicht verbergen, wie teuer ihr ihr Gast sei. So brachte Bernhard es schließlich dahin, daß der Franzose den Mund aufthat und ihr als seiner lieben Braut die Perlenkette schenkte.

Bald aber nahm den jungen Helden wieder der volle Ernst des Krieges in Anspruch. Er mußte nach Rixingen, die Mainstädte zu decken; seinen Oberst Laupadel schickte er nach Koburg. Der verteidigte die Feste so energisch, daß die ganze bayrisch-kaiserliche Armee sich zurückziehen mußte. Der Bayernfürst zog in sein Land, um es vor Gustav Adolf zu schützen, Wallenstein nach Sachsen, um diesen unzuverlässigen Verbündeten des Königs zu ängstigen; dazu berief er Bappenheim mit seinen Kürassieren. Bernhard erfuhr dies, wollte sich zwischen die beiden

werfen. Da verbot es ihm Gustav Adolf; der Herzog sollte stehen bleiben, bis er komme. Bernhard runzelte die Stirne. War der große König eifersüchtig auf ihn, daß er ihm nicht gönnte, an dem berühmten Wallenstein sich Lorbeeren zu pflücken? Gustav Adolf kam rasch herbei nach Arnstadt. Die Begrüßung der beiden Feldherrn war frostig. Bernhard kündete dem König den Offiziersdienst auf. Aber weil Not an Mann ging, verließ er den Kriegsherrn nicht, sondern blieb bei ihm als Verbündeter. In Erfurt, wo Gustav Adolf von seiner Gemahlin Abschied nahm, erhielt der Herzog von der Königin einen Diamanten. Dann zog er, mit 11 000 Mann Pappenheim nach und vereinigte sich bei Naumburg wieder mit Gustav Adolf.

Die feindlichen Heere lagerten sich bei Lützen. Der Schwedenkönig und der Friedländer maßen sich in offener Feldschlacht. Pappenheim war fern. Es war ein nebeliger Novembertag. Gustav Adolf befehligte den Rechten, Bernhard den linken Flügel gegenüber den Windmühlen vor der Stadtmauer. Hin und her wogte der Kampf und der Nebel. Der König gewann die feindliche Batterie. Aber der Nebel und ein kaiserlicher Reiterhaufen bringt seine Reihen in Unordnung. Er dringt vor und verliert sich im Nebel. Bald darauf — es war Mittag — kommt sein braunes Leibroß leer und blutbefleckt auf die schwedischen Linien zurück. Die Kunde wurde Bernhard gebracht: Gustav Adolf war gefallen! Der vorsichtige Führer des Zentrums, Kniphhausen, riet zum Rückzug. Aber Bernhard nicht so. Er übernahm die Führung, ritt durch die Schlachtreihen und rief: „Ihr Schweden, ihr Finnen, ihr Deutsche! Euer König und

unser Verfechter der Freiheit ist tot. Für mich ist das Leben kein Leben mehr, wenn ich seinen Tod nicht rächen soll. Wohlan denn! Greift unverzagt den Feind an! Und wer beweisen will, daß er den König lieb gehabt, der tue es jetzt. Folgt mir und fechtet als ehrliche Soldaten!"

Auf dem rechten Flügel gewinnt er die feindlichen Geschütze wieder und läßt sie gegen die Kaiserlichen richten. Dann eilt er auf den bedrohten linken Flügel. Der Hut wird ihm vom Haupte geschossen. Aber neuen Mut bringt er in die Schlachthaufen. Voran stürmen sie, erobern die Schanzen an den Windmühlen, richten die Geschosse gegen den Feind und seine Pulverkarren, die in die Luft fliegen.

Da aber erscheint Pappenheim mit seinen Kürassieren, herbeigerufen durch Eilboten. Auf's neue steht der Kampf, heiß und blutig wird gerungen. Den höchsten Aufwand gilt's von Kraft und Mut gegen die kaiserliche Übermacht. Da stürzt auch Pappenheim tödlich getroffen vom Roß. Der Feind stutzt und weicht, und im Schutz der einbrechenden Nacht zieht Wallenstein nach Leipzig zurück. Aber seine 16 Geschütze, Kriegsbedarf und Gepäck muß er zurücklassen als Beute des Siegers, der, wie es üblich ist, auf der Wahlstatt übernachtet.

So hatte der große Schwedenkönig seine Schlachtfreudigkeit mit dem Leben gebüßt. Den Sieg aber gegen den gefürchtetsten Feldherrn seiner Zeit hatte sein großer Schüler und Freund errungen, ein achtundzwanzigjähriger Feldherr!

III.

Herzog von Franken.

1632/33.

Wer soll kommandieren? Gegen den schwarzen Haas.
Er geht mit dem Generallissimus um. Belehrung mit Franken.
Huldigung in Würzburg.

Gustav Adolf war König und Held, Staatsmann und Feldherr gewesen; er hatte einheitlich die Politik und den Krieg der verbündeten evangelischen Fürsten geleitet. Wer konnte sein Erbe sein in dieser doppelten Bedeutung?

Sein begabtester Schüler in der Kriegskunst war unstreitig der junge Weimarer — schien es doch fast, als ob Gustav Adolf in den letzten Zeiten auf den ehrgeizigen und bei den Truppen beliebten deutschen Fürstensohn eifersüchtig geworden sei. Freilich andere und ältere Generale machten dem Herzog den Anspruch streitig. Einmal auf sächsischer Seite der Feldmarschall Arnim. Der aber war, ganz wie sein Herr, der Kurfürst Johann Georg, unzuverlässig in seiner Kriegsführung und unzuverlässig in seinem Charakter. Im schwedischen Heere stand Feldmarschall Horn, ein bedächtiger, wenig unternehmender Kriegsmann, der Schwiegersohn des großen schwedischen Reichskanzlers Axel Oxenstierna. Auf die Nachfolgerschaft im Oberkommando aber rechnete in erster Linie der eigene Bruder Bernhards: Wilhelm, den Gustav Adolf — allerdings mehr aus politischen als militärischen

Gründen — zu seinem Generalleutnant erklärt hatte. Herzog Wilhelm war zugleich regierender Fürst, wenn auch über ein kleines Ländchen; aber er war doch kein hervorragender Kriegsmann und auch in politischer Beziehung nicht ganz verlässlich: er schielte zu sehr nach dem kur-sächsischen Vetter und sehnte sich nach dem Frieden mit dem Kaiser. Der Kursache war zwar der mächtigste deutsche Fürst, aber völlig unkriegerisch, dazu im Grunde immer noch kaiserlich-österreichisch gesinnt und den Schweden innerlich abgeneigt: wie konnte man ihm, dem ehemaligen Verräter an der evangelischen Sache, die Leitung eben dieser Sache anvertrauen, die er so treulos preisgegeben? Nun kam noch Schweden, das hatte im Gegensatz zu Kursachsen Opfer für die evangelische Sache gebracht; es hatte ein kriegsgeübtes Heer, in welchem wenigstens noch der Kern der Offiziere und Mannschaften schwedisch war. Der Reichskanzler Oxenstierna war unstrittig ein Staatsmann im großen Stil, und wenn er auch vorzugsweise schwedische Interessen vertrat, so waren diese doch aufs engste mit denen der evangelischen deutschen Fürsten verknüpft.

So behielt denn Oxenstierna in dem „Evangelischen Bunde“ das politische Direktorium; freilich mußte er sich einen Bundesrat von sieben deutschen Fürsten als Beirat gefallen lassen. Das Oberkommando über „die Armada“ wurde aber geteilt nach den vier Kriegsschauplätzen: im Norden befehligte Georg von Braunschweig, in Schlesien Arnim, am Rhein (in Schwaben) Horn, und die fränkische Armee am Main sollte Bernhard von Weimar führen.

Wie stellte sich Bernhard zu dieser Rolle, die ihm zugebach war?

Er fühlte in sich die Kraft und Begabung, den höchsten Anforderungen in kriegerischer und politischer Beziehung gewachsen zu sein: er hatte das Bewußtsein und den Ehrgeiz, Führer der deutschen Evangelischen zu werden im Krieg und Frieden; er hätte sich auch die Sympathien seines Heeres wie des gesamten Volkes verschafft. Es fehlt ihm, der Nachfolger Gustav Adolfs zu sein, nichts anderes als die äußere Gewalt, die Machtstellung eines großen Landesherrn. Wie wäre er dagestanden in dieser nothhaften schweren Zeit, wenn er die Macht eines großen Landesherrn, eines Kurfürsten gehabt hätte, wie sein Ahnherr! Mit Erbitterung mußte er daher auf Kurachsen sehen, das seinem Hause diese landesherrliche Machtstellung geraubt hatte und jetzt unfähig sich erwies, die evangelische Sache zu führen, ja dazu nicht einmal die Lust und den Willen hatte. Unzufrieden mußte er aber auch sein mit dem Kommando über ein geteiltes Heer und gar noch unter dem Direktorium eines stolzen fremden Staatsmannes. Wenn er für den Augenblick sich mit dieser untergeordneten Führerrolle begnügte, so mußte er diese doch nur als Mittel zu einem höheren Zwecke ansehen. Sein Ziel: das Generalat der gesamten evangelischen Armada und die Herrschaft über ein großes eigenes Landesgebiet mußte ihm immer vor Augen schweben.

Aber Bernhard war noch jung; er konnte warten und streben. Jedoch klar und bestimmt steckte er sich sein Ziel von Anfang. Er konnte an Wallenstein denken, der drüben auf der andern Seite stand: mit höchster militärischer Macht umkleidet und auch politisch in hoher Stellung als regierender Herzog und Reichsfürst; und

dieser Wallenstein war nur ein Emporkömmling von niederem Adel, Bernhard aber ein Glied des ältesten und stolzeften Fürstenhauses.

Schon vor der Lüzener Schlacht war Bernhard aus dem schwedischen Dienst getreten und hatte seitdem als verbündeter Reichsfürst gefochten. Damals hatte ihm auch Gustav Adolf mündlich als Entschädigung für gebrachte Opfer und geleistete Dienste ein großes Lehen im Frankenland versprochen.

Nach des Königs Tod hielt sich Bernhard, um sich von den furchtbaren Strapazen des vergangenen Jahres zu erholen, den Winter über in Thüringen, namentlich in Jena auf. Da verhandelte er nun mit dem Bundesdirektor Oxenstierna über seine zukünftige Stellung und über die Belohnung für seine Dienste und Verdienste in der Vergangenheit und Zukunft. Nicht um Geld und Titel war's ihm zu thun, sondern um Land und Leute. Der Kaiser hatte schon längst, um seine Generale und Bundesgenossen zu lohnen, allerlei Besitztümer seiner Gegner und Herrschaften in den eroberten evangelischen Gebieten an sie verliehen, ja sogar ganze Länder: so einen Teil der Pfalz mit dem Kurhut an Bayern und Mecklenburg an Wallenstein. Konnten und sollten das die evangelischen Verbündeten nicht auch thun mit dem eroberten Feindesland? Namentlich dachte man dabei an die geistlichen Fürstentümer, wahre Zwitterdinge von Staatsgebilden, die überall außer Deutschland ein wohlverdientes Ende erlebt hatten. Sollte man diese Bistümer nicht auch säkularisieren, d. h. weltlich machen? Der gelehrte Dr. Hortleder meinte: ja; und Oxenstierna, den die Verbündeten mit Geldbeiträgen immer im Stiche ließen, sagte

nicht nein. So wurde denn dem jungen Herzog die Anwartschaft auf geistliche „Stifter“ eröffnet.

Mit diesen Aussichten übernahm nun Bernhard den Oberbefehl über die fränkische Armee. Noch im Winter sandte er sie über den Thüringer Wald an den Main und ließ das Bistum Bamberg besetzen. Dann kam er Ende Februar selbst in die Bischofsstadt. Von dort wollte er den „schwarzen Hans“, den schneidigen bayrischen Reitergeneral Johann de Werth (ein niederländischer Bauernsohn) aus der Oberpfalz (bei Amberg) vertreiben, Regensburg, die wichtigste Donaufestung, den Schlüssel zu Osterreich erobern, dann über den Böhmerwald nach Böhmen eindringen, während die Sachsen von Schlesien aus hereinbrechen sollten, um Wallenstein hinauszuerwerfen. Aber Sachsen war mürrisch auf die Schweden und hatte immer den Hintergedanken, mit dem Kaiser einen Sonderfrieden zu schließen. Es regte sich nicht. Und jetzt rief Horn aus Schwaben um Hilfe. Da wandte sich Bernhard rechts dorthin statt links nach Böhmen. Der schnelle Werth ritt ihm im Gewaltmarsch: 16 Meilen in zwei Tagen nach, um ihn an der Altmühl unversehens zu überfallen. Aber es kam umgekehrt. Bernhard überraschte ihn: er ging „im Namen Gottes auf die Feinde und schlug sie in voller Konfusion aus dem Feld“, daß keine 200 Mann von Werths Korps beisammen blieben. So konnte Bernhard sich mit Horn vereinigen. Beide drängten den Abbringer zurück und standen bereit, in Bayern einzurücken. Da versagte das Heer, weil keine Löhnung einkam; auch waren die Kriegsvölker, wie es scheint, auf Schweden ungehalten und wären am liebsten unter dem einheimischen Fürsten gestanden, dem leut-

feligen, unternehmungslustigen Bernhard. Horn reiste nun zu Drenstierna nach Heilbronn, um Geld beizuschaffen und das Heer zu befriedigen; mittlerweile aber eroberte Bernhard Rain am Lech und die Bischofsstadt Eichstädt. So war er vorübergehend Oberbefehlshaber der vereinigten Armada und wäre es gerne geblieben, ja am liebsten Generalissimus der gesamten Streitkräfte geworden.

Aber das wollte der Feldmarschall Horn nicht leiden: er, der ältere, der einst der Vorgesetzte des jungen Weimarerers war, konnte sich jetzt diesem nicht unterordnen; und so redete er seinem Schwiegervater Drenstierna zu, der solle Bernhard, „welcher mit dem Generalissimus umgehe“, mit Landbesitz zufriedenstellen. Der Meinung war auch Drenstierna; denn war Bernhard der oberste Bundesfeldherr, so hatte Schweden nicht mehr das Heft in der Hand. Also lud Drenstierna Bernhard nach Frankfurt zum Bundestag; dort sollte auch über die endgültige Zufriedenstellung der Truppen verhandelt werden.

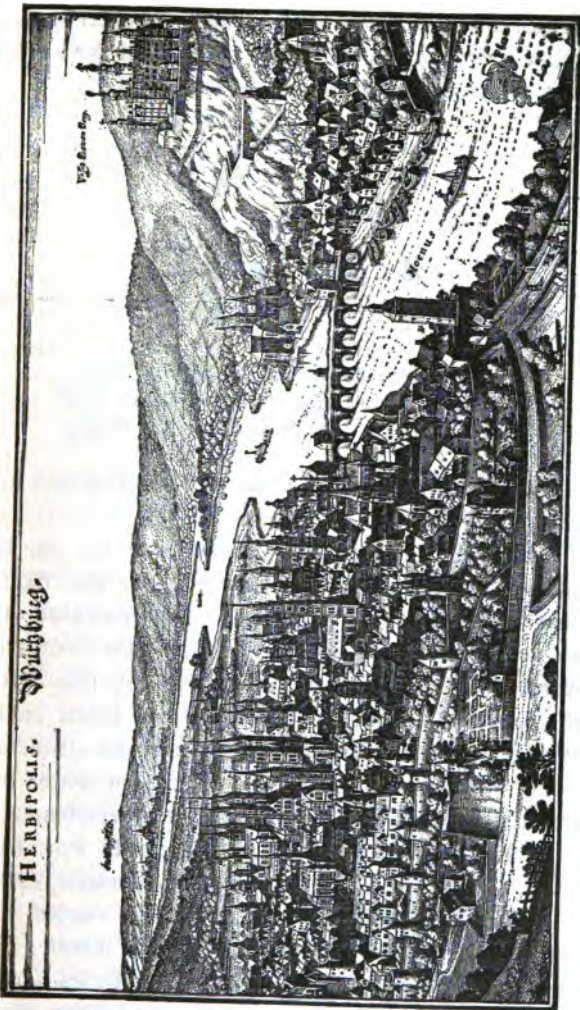
Mit seinem Regimentsquartiermeister und 13 Pferden reiste Bernhard Ende Mai 1633 nach Frankfurt. Da erreichte er eine genügende Unterstützung seines Kriegsvolkes, insbesondere wurden die Offiziere durch Lehen zufriedengestellt, weil das bare Geld nicht reichte. Dann aber wurde Bernhard als schwedischem Verbündeten auch das Versprechen des verstorbenen Königs erfüllt und er erhielt „zur Aufnahme des uralten Hauses von Sachsen“ das „Herzogtum Franken“: die beiden Bistümer Würzburg und Bamberg. Freilich als schwedisches Lehen und mit mancherlei Beschränkungen und Lasten.

Aber Bernhard war doch nun wirklicher regierender Landesherr. So hatte er auch die Mainzische Bibliothek für 15000 Taler angekauft; denn die Würzburgische hatte Gustav Adolf nach Upsala geschickt.

Am 17. Juli hielt der neue Herzog mit seinem Bruder Ernst, welcher Statthalter von Franken werden sollte, seinen feierlichen Einzug in seine Residenz Würzburg. Am zweitfolgenden Tage war schon die Einweihung und „Inthronisation“. Morgens zog der Herzog mit zahlreichem Gefolge von Adel und Offizieren in den Dom. Da war eine „schöne herrliche Musik“ und dann eine lange Predigt von Generalsuperintendent Dr. Schlezner über Daniel 4: den großen Baum, den Nebukadnezar im Traum sah, der in neuerlei Punkten dem neuen Herzoge gleiche. Darauf ging es mit großem Gefolge von viel hundert Edelleuten, Grafen, Obersten und anderen Standespersonen wieder über die Mainbrücke hinüber auf das hochgelegene Schloß Marienburg. Im Schloßhof beim Springbrunnen waren der Würzburger Stadtrat und die Landschultheißen versammelt. Der schwedische Bevollmächtigte übergab in feierlicher Rede dem Herzog das Fürstentum. Bernhard versprach seinen neuen Untertanen: „Wenn Ihr, wie ich hoffe, mir mit Treue und Gehorsam entgegenkommt, so werde ich euch nicht ein strenger Fürst, sondern ein milder Vater und Freund sein.“ Darauf huldigten die Untertanen. Dann erfolgte das Festmahl an vier Tafeln, während Kanonenschüsse von den Wällen der Festung ins Land hinaus die Herrschaft des neuen Herzogs verkündeten.

Die Verwaltung des Herzogtums Franken aber übernahm nun Bernhards Bruder Ernst, der in dem schlecht

HERNIPOLIS. *Wurzburg.*



regierten Land und bei der stürzigen Bevölkerung vor-
trefflich Ordnung und Gedeihen schuf. Bernhard selbst
musste sofort wieder ins Feld, in den Krieg.

IV.

Regensburg.

1633.

Der weimarische Bruder und der sächsische Better.
Wallenstein und die Sachsen. Die Donau hinab.
Vor Regensburg. Die Belagerung. Der Einzug.

Auf dem Kriegsschauplatz sah es wunderbarlich aus und
wenig erfreulich.

Kursachsen unterhandelte heimlich und für sich be-
sonders mit dem Kaiser um den Frieden, und Arnim
schloß sogar einen vierzehntägigen Waffenstillstand mit
Wallenstein. Und wie Sachsen, so war auch Bernhards
Bruder Wilhelm gestimmt, welchen der sächsische Better
von Schweden ab und auf seine Seite zu ziehen suchte.
Wilhelm war sehr verstimmt, weil er nicht als „General-
leutnant“ ästimiert und nicht auch so belohnt wurde wie
sein Bruder. Anstatt Bernhard in seinen Unternehmungen
am Main zu unterstützen, wie es ausgemacht war, hielt
Wilhelm sich zu den Sachsen. Orenstierna drohte: „Wenn
er so mit der Leimstange laufen will, so werden wir
nicht lange Freunde bleiben“; Bernhard warnte: sich
mit Kursachsen einzulassen sei ein bedenkliches Ding.
Aber Wilhelm ruhte nicht, bis ihm Wallenstein durch

den wilden Holo einen Denkfettel verabreichte und ihn nach Thüringen zurückschlug. Bald aber nach der Würzburger Huldigung kam Bernhard mit Wilhelm zusammen und versöhnte seinen Bruder; der überließ ihm nun einen Teil seines Volkes unter General Taupadel. Aber weil Kursachsen so wenig mit den anderen Kriegsherrn Fühlung hielt, so konnte Bernhard nichts ausrichten; hätte Sachsen mitgetan, so hätte er längst „die Pferde an den feindlichen Zaun anbinden und des Feindes Vorhaben mit Macht brechen können“. Aber Kursachsen regte sich nicht.

Da brach plötzlich der wilde Holo über die böhmische Grenze in Meissen ein und verheerte das Land furchtbar. Jetzt schrie Johann Georg nach allen Seiten um Hilfe. Auch bei Bernhard. Der zürnte heftig auf Sachsens Unzuverlässigkeit; aber dennoch war er sofort zur Hilfe bereit. Er schrieb dem Kurfürsten: „derselbe werde in kurzem verspüren, wie treu und eifrig ich mir wie stets, so auch jetzt des allgemeinen evangelischen Wesens und vornehmlich des Kurfürsten Bestes angelegen sein lasse.“

Rasch kam Bernhard über den Thüringer Wald ins Saaletal; sein Bruder Wilhelm sollte seine Völker ihm zuführen; der schwedische General Baner kam eifrig von Magdeburg her mit seiner berühmten Artillerie. Alles war voll Eifers und von Herzen geneigt, dem Kurfürsten Beistand zu tun. „Da mußte doch Seine kurfürstliche Durchlaucht für diesmal einen geschwinden Entschluß ergreifen, wenn nicht vieler Leute Gemüter irregemacht und merklich alteriert werden sollten.“

Aber in diesem Augenblick, als endlich einmal eine große und allgemeine Unternehmung gegen den Feind

im Werke war, da schloß der Friedensgeneral Arnim „um die obschwebenden Friedensunterhandlungen zu erleichtern“, mit Wallenstein — einen vierwöchentlichen Waffenstillstand! und der Kurfürst bestätigte ihn, und winkte die Hilfsscharen, die er so sehnlich herbeigewünscht, ebensoeifrig wieder ab!

Bernhard war außer sich und wollte es nicht glauben. Aber es geschah noch Verwunderlicheres. Arnim reiste zu Orenstierna und eröffnete: Wallenstein wolle sich mit den Evangelischen verbünden; Bernhard solle sich an Gold machen und auf dessen Erfordern die gegen Wallenstein widerspenstigen kaiserlichen Truppen zum Gehorsam bringen.

Gegen diese Eröffnung war Bernhard sehr argwöhnisch; er glaubte nicht, daß die Truppen Wallensteins so leicht vom Kaiser abfallen würden; er traute aber vor allem dem Friedländer nicht; er fürchtete, es sei ein „Betrug“, damit die Verbündeten Zeit und Mittel verlören; er wollte den Kampf fortsetzen, als ob Wallenstein Feind sei, und dann erst, wenn er's ernstlich mit seinem Abfall vom Kaiser meine, die Gelegenheit benutzen. Am liebsten hätte Bernhard sich selbst mit dem berühmten Friedländer im Kampfe gemessen, wozu ihm Horn hätte beistehen müssen. Aber der wollte selbständig den Krieg führen in seinem Gebiet, in Schwaben, und verlangte umgekehrt, daß Bernhard ihm helfe. Und Bernhard mußte tun, was der Schwiegersohn des Bundesdirektors beehrte. Dessen Unternehmen am Bodensee gegen Konstanz aber fiel unglücklich aus.

Mittlerweile war es auch in Schlesien schief gegangen. Wallenstein hatte die Sachsen aufgefordert, sich mit ihm

zu verbünden, um „die Schweden (aus Deutschland) zu schmeißen“. Das war den Sachsen doch zu arg. Sie trennten sich nun aber von dem schwedischen Heer; da warf sich Wallenstein auf sie und zwang Arnim, mit seinem Heere sich zu ergeben. Jetzt jammerte natürlich der sächsische Kurfürst wieder und verlangte, man solle ihm aus der Klemme helfen.

Da mußte wieder Herzog Bernhard herhalten. Aber nicht nach Sachsen wollte er ziehen, sondern dem bösen Vetter auf andere Weise Luft machen: die Donau wollte er hinab, Regensburg angreifen, womöglich erobern, dann in Osterreich eindringen, das alles, damit Wallenstein sich gegen ihn wende und Kurachsen in Ruhe lasse. Gelang ihm sein Plan, dann waren die Scharren von Schlesien und Konstantz ausgewegt.

So verabredete er es mit dem Reichskanzler und der ließ dem Herzog diesmal freie Bahn. Jetzt war Bernhard Herr seiner Entschlüsse und kommandierte 10 000 Mann. Mit freudigem Stolze machte er sich auf den Weg, dem Ziele zu, das er sich schon so lange gesteckt, das zu erreichen er stets gehindert war. Aber nicht leicht war es auszuführen. Während seiner Abwesenheit war sein Oberst Sperreuter zweimal von Jan de Werth geschlagen und an der Donau Neuburg und Eichstädt erobert worden. Auch Ingolstadt war vom Feinde stark besetzt. So schien dem Herzog der Weg nach Regensburg versperrt; und vom Rhein und von Schlesien her hob der Feind den Kopf, um über ihn herzufallen; in Würzburg lauerten die Beamten schon auf Abfall.

Aber Bernhard handelte — im Gegensatz zu dem bedächtigen Horn — so rasch, daß die Feinde gar nicht

zur Besinnung kamen. In Ulm verschaffte er sich 36 Schiffe, darauf wurde aller Troß geladen; die Mannschaft marschierte in drei Tagen, vom 16. bis 19. Oktober nach Donauwörth; Neuburg wurde mühelos eingenommen; in festem Marsch zog Bernhard mitten zwischen den zwei Festungen Eichstädt und Ingolstadt hindurch; die dachten nicht einmal daran, ihn zu belästigen. Auch die Ulmer Schiffe kamen ungefährdet den Fluß hinab. Dann wurde rasch Kelheim mit reichem Proviant eingenommen samt einer großen Fähr, die man wohl brauchen konnte. Am 23. Oktober standen die Spitzen seines Heeres vor der Stadt Regensburg. Am 25. langte Bernhard selbst an. Das meldete er Drenstierna: „Bin also mit Gottes Hilfe gesinnt, Regensburg mit aller Macht anzugreifen, wozu Gott seine Gnade verleihen wolle“.

Regensburg war, wie fast alle Reichsstädte, evangelisch, aber eine Bischofsstadt, worin viele „Pfaffen und Mönche“ lebten. Die waren besonders übermütig. Denn in der Stadt lagen neben Kaiserlichen noch 2000 Bayern. Die mußte die evangelische Bürgerschaft erhalten und dafür monatlich 40 000 Gulden zahlen; der Bischof, die Domherren und die reichen Klöster zahlten nichts. Der Handel der Stadt war unterbunden und der Bayerfürst hatte ihr auch noch sein Salzmonopol aufgezwungen. Er verlangte ferner — der Stolz der Stadt: die feste lange Brücke, die von Regensburg über den Wört, eine flache Donauinsel hinüber nach der Stadt am Hof, der Vorstadt, ging, solle in eine Zugbrücke verwandelt werden. Daher waren die Bürger aufs höchste erbittert über die Bayern und „die Klerisei“. Dagegen hofften sie von dem evangelischen Heere Erleichterung ihrer Lage.



Thoma, Bernhard von Weimar.

Als das weimarische Heer erschien, wurden die Stadthuhren stillgestellt und der Kommandant der Besatzung, General Troibreze, hatte vor dem Obertor das Schloß Braprunn, das Spital, das Lazarett, die Niklauskirche und den „Ziegelstadel“ abbrennen lassen, das Kloster Brüßling ließ er stehen. Dort nahm nun Bernhard sein Hauptquartier. Die Stadt am Hof auf dem linken Donauufer wurde von der bayrischen Besatzung und Bevölkerung verlassen, sie zogen auf der langen Brücke herüber und ein Joch von dieser wurde gesprengt. In der Stadt am Hof aber setzte sich der schwedische Oberst Ragge fest. Jan de Werth, der sich in der Nähe sehen ließ, wurde vertrieben.

Sofort wurde die Stadt umzingelt, Laufgräben und Minen gegraben, und die Außenwerke erobert. Dabei wurde Troibreze schwer verwundet. Am 30. Oktober kamen für die Belagerer die Munitionskarren mit Pulver, Lunten und Kugeln von Nürnberg an und sofort, am 31., begann die Beschießung. Dann pausierte man zwei Tage, um so heftiger aber donnerten die Kanonen am 3. November von mittags bis abends; da war eine Bresche geschossen, daß man darüber hätte reiten können, und Bernhard ließ Lärmen schlagen zum Sturm. Jubelnd hörten die Mannschaften das Sturmsignal, liefen tapfer an die Schanzen an, kamen in die Höhe und hieben die Spitzen der Palisaden ab. Da bat der Kommandant um Waffenstillstand. Es wurde verhandelt. Vergebens. Früh um halb vier ging das Bombardieren wieder an. Die Mine reichte bis unter die Stadtmauer, die Belagerer traten wieder zum Sturm an. Da bekamen die „Psaffen“ Angst, es könnte ihnen zum Schlimmsten ge-

raten, denn sie hatten während der Belagerung eine eigene Truppe von 400 Mann errichtet und selbst bezahlt. Sie drängten den Kommandanten zur Kapitulation, und obwohl der bayrische Kurfürst ihm bei Verlust seines Kopfes geboten hatte, die Stadt bis auf den letzten Mann zu verteidigen und ihn auf ergiebigen Sukkurs verträuflet hatte, so versprach der verwundete Troibreze die Übergabe. Da schwiegen die Geschütze. Es war 7 Uhr morgens.

Die Sieger besetzten sofort die Stadt und stellten Wache an die Bresche. Am folgenden Tag zog die Besatzung aus mit Saß und Paß, Ober- und Untergewehr und schlagendem Spiel, der wunde General in eine Kutsche (gebettet). Die Fahnen wurden draußen dem Herzog gebunden übergeben. Er ließ sie entfalten und schwenken: da traten die meisten vom Fußvolk und viele Reiter zu ihm über. Die übrigen wurden nach Ingolstadt geleitet. Dem General schenkte Bernhard aus Courtoisie die Fahnen.

Um 10 Uhr zog der Herzog feierlich ein, vom Stadtrat mit einer „zierlichen Oration“ (Anrede) empfangen, welche Bernhard „stattlich“ erwiderte: er mahnte sie zur Standhaftigkeit und Treue gegen das evangelische Wesen. In Festkleidern, als „wäre eine Hochzeit gewesen“, empfing ihn jubelnd die Bürgerschaft und begleitete ihn zu seinem Quartier, dem „Goldenen Kreuz“; da erschien eine Abordnung und überreichte dem Sieger einen Pokal mit 1000 Dukaten gefüllt. Jetzt fingen die Uhren wieder an zu schlagen.

Man fand viele Vorräte von Pulver und Salz und im Bischofspalast für mehr als 2000 fl. Silbergeschirr.

Der Bischof hatte gebeten, in die Kapitulation eingeschlossen zu werden; aber Bernhard sagte: „Da ich die Stadt mit Waffengewalt erobert habe, bin ich nun selbst Bischof. Doch soll der Klerisei nichts Unbilliges geschehen.“ Sie mußten sich freilich mit 100 000 Talern loskaufen, der Bischof mit 40 000 Gulden, und dazu gaben sie silberne Heilige und sechs große Säcke voll Silberbecher her. Der katholische Domprediger hatte während der Belagerung dem evangelischen Superintendenten zum Spott ein Paar Stiefel an den Pfarrhof zur glücklichen Reise angenagelt; er mußte sie nun auf Befehl des Herzogs selber anziehen und darin fortwandern. Und als „die Klerisei, Jesuiten und Pfaffenknechte ihre wunderlichen Praktiken und Verrätereien“ fortsetzten, mußten sie ihm folgen. Das „Stift“ und die Klöster wurden von Bernhards Beamten verwaltet: so war er „Bischof“ d. h. Fürst vom Bistum Regensburg.

Am Tage nach dem Einzug — dem Jahrestag von Lützen — wurde feierlicher Festgottesdienst gehalten von Bernhards Hofprediger Dr. Kessel, der über Psalm 64 predigte: „Alle Menschen, die es sehen, werden sagen: das hat Gott getan, und merken, daß es sein Werk sei.“ Da wurde Gott gedankt, daß Ihro Fürstliche Gnaden diese weit berühmte Reichsstadt wider alles Menschen Gedanken binnen zwölf Tagen durch Gottes Hand erobert und die bedrängte Christenheit erlöst hat.

Das war ein herrlicher Sieg, den Herzog Bernhard errungen. Der machte alle Verluste des Jahres wieder gut. Der jugendliche Held wurde in aller Welt gepriesen und der Liebling des evangelischen Volkes.

V.

Gegen Wallenstein.

1633/4.

Nach München und Wien! Dem Friedländer auf den Hals.
Wallenstein erschappiert. Sein „Verrat“ und Lob.

Der Winter stand vor der Türe, wo sonst die Kriegsteute sich in die Quartiere legten, aber Bernhard dachte nicht daran, auf seinen Lorbeeren auszuruhen. Er wollte seinen Sieg verfolgen, und zwar „die Isar hinauf ins Bayerland und die Donau hinab nach Österreich sich durcharbeiten“, seine Völker in Feindesland ernähren, dem Kurfürsten in München und dem Kaiser in Wien auf den Hals fallen, vor allem aber die evangelischen Bauern in Österreich aus der schweren Knechtschaft und dem Gewissenszwang reißen, die durch die Erfolge des Feindes fast zer schlagenen Gemüther wieder aufrichten und zu eifriger Handreichung anregen. „Dazu reizte den jungen Helden die unverhoffte Eroberung der Donau-stadt und der Soldaten Zutrauen und einhelliger Mut, zumal es schien, als ob Gott selbst die Wege weise, weil alles so glücklich fortging. Durch diesen Vorstoß mußte dem Widerpart der Kompaß merklich verrückt werden.“

Freilich es war ein kühnes Unternehmen. Noch war neben ihm Amberg, die Hauptstadt der Oberpfalz, und hinter ihm Ingolstadt und Eichstädt in Feindes Hand.

An der Isarmündung stand der Hans in allen Gassen, Jan de Werth, von München her zog Oberst Billche mit 28 Schwadronen Reitern, vom Rhein wurde Albringer herbeigerufen und aus Schlessen Wallenstein, das Bayersland und Österreich zu schützen. So drohten Feinde ringsum. Und was konnte ihnen Bernhard entgegenstellen? Zahlreiche Besatzungen mußte er von seinen 10000 Mann im Land zwischen Main und Donau und in Regensburg lassen. Da blieb ihm nicht sehr viel übrig und seine Mannschaft war durch die „stetigen Travailleurs“ ermattet. Auf Hilfe konnte er nicht hoffen, nicht einmal für sein eigenes gutes Geld konnte er Mannschaften bekommen. Dennoch wagte Bernhard den kühnen Zug, solange noch kein Feind im Land war. Also schickte er den kühnen Taupadel gegen den Böhmerwald vor; er selbst marschierte auf beiden Seiten des Flusses die Donau hinab, nahm schon am 13. November Straubing ein, die 500 Mann Besatzung mußten die Lunten auslöschten und die Gewehre niederlegen, die Offiziere sich gefangen geben und die Mannschaften in sein Heer eintreten. Dann wurde auch Deggendorf genommen. Weil die Donaubrücke abgebrochen war, mußte Bernhard zu Schiff übersetzen; die starke Strömung trieb den Nachen an das Brückenjoch, daß alle um sein und ihr Leben sorgten. Der Herzog aber sprach, wie einst Cäsar zum Schiffsmann: „Erschrick nicht, fahr fort und trau dem lieben Gott; der wird uns nicht verlassen.“ Als Bernhard am 16. an die Isarmündung kam, tauchte plötzlich der schwarze Hans auf und wehrte ihm den Donauübergang. „Führt denn Euch, Schwarzer, der Teufel aller Orten hin!“ schrie ihm der Herzog hinüber. Aber

in der Nacht hob er Laufgräben und Schanzen aus, pflanzte 20 Geschütze auf und schaffte Schiffe zu einer Brücke herbei. Als die Kanonen donnerten, rissen die schwarzen Reiter, Dragoner und Kroaten, drüben aus und die Weimarischen drangen ohne einen Mann zu verlieren, trotz des starken Eisgangs hinüber ins Isared und bedrohten Passau.

Jetzt schrie der Kurfürst Maximilian entsetzt um Hilfe.

Schon als Regensburg in Gefahr war, hatte er sich an den Kaiser gewandt, an Wallenstein und Albringer. Aber Albringer war fern, Wallenstein gerade daran, die Früchte seines Sieges in Schlesien zu pflücken und wollte nicht kommen. Endlich, als man in Wien ernsthaft darauf bestand, ließ er knurrend die sächsische Beute fahren und wandte sich gegen den Herzog Bernhard: mit 126 Schwadronen Reitern, 6000 Mann zu Fuß, 50 Feldgeschützen und allen Dragonern (d. h. berittener Infanterie) und Kroaten, brach er eilends auf. Am ersten Marschtag hörte er, Regensburg sei über, aber er wollte „Tag und Nacht eilen, dem von Weimar wiederum den Weg zurückzuweisen.“ Mit Albringer, de Werth und neuen Truppen aus Österreich und Bayern gedachte er den Herzog zu vernichten; der werde bereuen, nach Regensburg gegangen zu sein. So zog Wallenstein über den Böhmerwald und belagerte mit seiner Übermacht Bernhards General Taupadel in Cham.

Als das Bernhard hörte, machte er sich auf, dem Friedländer „auf den Hals zu rücken und ihm eine Bataille zu liefern“. Schon stand Bernhard wieder bei Straubing, da kam ihm die überraschende Nachricht, der

Friedländer sei von Cham weg wieder nach Böhmen zurückgezogen: der vorsichtige Zauderer wollte nicht alles aufs Spiel setzen, am wenigsten seinen Ruhm gegenüber dem genialen jugendlichen Feldherrn; der Tag von Lützen stand ihm in warnender Erinnerung.

Bernhard war ärgerlich, daß ihm Wallenstein eschapiert sei. Er wollte nun erst recht in den Kaiserstaat vordringen; dazu sollte ihm Horn die Flanken schützen — aber das wollte dieser nicht, er gedachte nicht dem jungen Nebenbuhler zu Ruhm und Erfolg zu verhelfen; er trieb den Feria und Aldringer, welche Bayern zu Hilfe zogen, ins Allgäu. Bernhard mußte sein Unternehmen verschieben und ging nach Regensburg, um sein Augenleiden zu kurieren und seine Truppen für das nächste Jahr zu verstärken; doch auch im Winter übte er manchen Handstreich und brachte eine Anzahl kleiner Festen in seine Hand.

In Wien war man außer sich über Wallenstein. Der Bayerfürst verklagte ihn, die Spanier intrigierten, die Jesuiten hetzten, die Hofkriegsräte schürten das Mißtrauen gegen ihn. Wallenstein war ihnen nicht katholisch genug; er haßte den bayrischen Kurfürsten, er wollte sich nichts dreinreden lassen in seine Kriegsführung, er wollte den Frieden erzwingen von Feind und Freund, und den wollten seine Wiener Gegner nicht. Sie brachten es dahin, daß Wallenstein heimlich abgesetzt und seine Regimenter und Generale ihm abgespenstig gemacht wurden. Da entschloß er sich, den Verbündeten sich in die Arme zu werfen.

Während Bernhard noch im Winter, ehe der Feind mit Geschütz und Fußvolk über den Böhmerwald käme,

sich rüstete, Amberg zu erobern und weiterhin im Frühjahr den Kampf aufzunehmen gegen die gesamte Friedländische Streitmacht, erschien in Regensburg am 12. Februar der Herzog Franz Albrecht von Lauenburg, ein Unterhändler Wallensteins, und meldete: Dem Friedländer würde öffentlich nach dem Kopf getrachtet, er sei zum Äußersten genötigt, müsse den Kaiser verlassen und mit den Evangelischen sich verbünden; er lasse darum den Herzog von Weimar dringend ersuchen, seine Völker an die böhmische Grenze zu schicken. Bernhard hörte kaltblütig zu, er traute weder dem heimtückischen Friedländer, noch seinem unzuverlässigen Boten: „Denen, so an Gott nicht glauben, kann niemand trauen“, sagte er. Er wollte warten, bis Wallenstein etwas Entscheidendes getan hätte. Als zwei Tage darauf, an einem Freitag, Bernhard mit dem Lauenburger aus der Kirche ging, kam ein Bote mit einem Brief von Wallensteins Vertrautem: Illo. Den reichte der Lauenburger dem Herzog. Er las: „In Prag steht es schlimm; Gallas und Piccolomini haben Befehl erteilt, niemand dürfe dem Generalissimus (Wallenstein) noch Illo noch Trzky gehorchen. Deshalb sei Wallenstein nach Eger gezogen, Herzog Bernhard möge eilends seine Veritlenen dahin schicken, den meineidigen Schelmen (Gallas und Piccolomini) zu begegnen.“

Aber Bernhard traute noch nicht, er fürchtete, der Friedländer wolle ihn in eine Falle locken und in Franken einbrechen. Er zog für alle Fälle seine Truppen zusammen. Ein paar Tage darauf erhielt Bernhard die Nachricht, daß Wallenstein in Eger an Fastnacht von kaiserlichen Hauptleuten ermordet worden sei!

Herzog Bernhard hätte den unglückseligen Feldherrn retten können. Aber an dem unheimlichen, versteckten Menschen bewährte sich das alte Sprichwort: Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, und wenn er auch die Wahrheit spricht.

Das Volk aber sang von ihm ein „Balettlieblein“. Darin heißt es:

Der Wallenstein, die eiserne Rut,
Hat nun auch geben dar sein Blut,
Zu Eger ist ermüdet.
Ein seltsamlich Gerüchte geht:
Sein Kaiserliche Majestät
Hab also ihn bewirtet.

War ein berühmter General,
An Siegen groß, an Worten lahl,
Hielt seinen Sinn verschlossen.
Doch Feind und Freund übel traktiert,
Daran man lang gedenken wird;
Geraubt den Klein und Großen.

Er mocht den Hahn nit hören krähn,
Kein bellend Hundlein um sich sehn
Und lacht doch der Kartonen.
Izt hat er Ruh und langen Fried,
Kräht ihm kein Hahn und Hund kein Lied
Und kann sein' Ohren schonen.

VI.

Das Unglücksjahr.

1634.

Not und Feinde ringsum. Regensburg verloren. Eilenber
Rückzug. Rörblingen. Belagerung und Entsatz versprochen.
Die Schlacht. Verloren!

Wallenstein war tot; sein Heer stand jetzt in Kaisers Hand und Gewalt: es war nicht, wie der Friedländer meinte, ein wildes Roß, das nur ihn als Reiter trüge, sondern durch ihn gezähmt und gewöhnt ließ es sich leiten von eines Kindes Hand. Das war des Kaisers junger Sohn: König Ferdinand. Was Gustav Adolfs Stärke gewesen, daß er König und Feldherr zugleich war und alle Kriegsheere unter seinem Oberkommando hatte, das war diesem Kronprinzen beschieden: er konnte das Kriegsroß als Reiter lenken. Es stand in gutem Futter; aus dem Kaiserstaat, in welchem kein Feind suragierte, konnte das Heer sich leicht verproviantieren; im Winter war es ausgeruht während der langen Verhandlungen mit den Sachsen. Die Offiziere waren reichlich mit Geld versehen, denn der Kaiser hatte die Güter der Rebellen: das große Vermögen Wallensteins und seiner Getreuen, eingezogen. Die Generale, welche sich durch die Unterschrift unter den Pilsener Revers bloßgestellt hatten, brannten darauf, dies vergessen zu machen. Die andern, welche mit Rangoerhöhung und Geldgeschenken belohnt wurden, waren voll Eifer, dafür

dem Kaiserfohn Lorbeeren aufs Haupt zu setzen. Und dieser geizte in dieser kriegerischen Zeit, wo jeder junge Mann nach Heldentaten strebte, nach Siegesruhm.

Ganz anders sah es auf seiten der Verbündeten aus. Bernhard durfte seinen Völkern keine Winterruhe gönnen. Er mußte sein fränkisches Herzogtum und seine Regensburger Eroberung schützen vor den zahlreichen kleinen Festen, welche sie im Kranze umgaben. Dabei hatte er mit „Hunger und Kummer zu kämpfen.“ Die Hauptleute und Obersten bekamen lange nichts als Kommißbrot; ja, in dem bis aufs Mark ausgefogenen Franken hatten Bernhards Völker eine wahre Hungersnot auszustehen; binnen vierzehn Tagen hatten sie so gut wie nichts bekommen. Da brachen Krankheiten aus und die Leute ritten auf Raub. Das Heer zu verpflegen, dazu wollte niemand helfen und zu seiner Löhnung keiner etwas hergeben. Die evangelischen Stände, namentlich Württemberg, säumten, die ausgehungerten Truppen zu nähren, die freien Städte und Landschaften verzögerten, verweigerten oder verringerten ihre Bundesbeiträge und Magazinzehnten: jeder dachte an sich; nur das treue Nürnberg tat, was es konnte, mit Brot und Pulver. Aber die wackerere Reichsstadt allein konnte nicht helfen; auch Bernhard nicht aus seiner eigenen Kasse. Und mit Sachsen und Schweden war es die alte Geschichte. Der Kurfürst Hansjörg schielte nach dem Kaiser und der Feldmarschall Horn wollte auf eigene Faust operieren und Bernhard benutzen, statt ihm zu helfen. Der schwedische Reichskanzler aber, der möglichst das Heft in Händen halten wollte und Bernhards Glück und Ehrgeiz fürchtete, mochte ihn nicht zu mächtig und

selbständig werden lassen und durchkreuzte gerne seine hochfliegenden Pläne.

So wurde aus Bernhards Absichten wieder nichts. Er hatte wieder den Plan gemacht, rasch in Böhmen einzurücken, und solange noch die Verwirrung nach Wallensteins Ermordung herrsche, in diesem trüben Wasser zu fischen. Aber der Sachse, statt ihn von Schlesien her zu unterstützen, ließ sich wieder auf Unterhandlungen mit dem Kaiser ein, und Horn, statt vom Lech her ihm zu Hilfe zu kommen, rief ihn selbst wieder zu seinem Beistand.

Anstatt den Feind also selber anzugreifen, mußte der Herzog sich von den Feinden angreifen lassen. Und sie sammelten sich und stürzten von allen Seiten auf ihn: von Pilsen 15 000 Mann zu Fuß und 10 000 Mann Reiter, mit 116 Geschützen, 300 sechsspännigen Pulverwagen und zahllosen Kugelfarren und großem Proviant unter König Ferdinand; aus Bayern 7500 Mann unter Albringer. Auf Regensburg ging es zu, um diesen Hauptpaß an der Donau zu erobern. Bernhard versuchte vergeblich in blutigem Gefecht den Feind zurückzudrängen; doch warf er ein paar Tausend Mann neue Besatzung in die Stadt und hoffte bestimmt, daß ihm die Verbündeten mit einem hinreichenden Heer zu Hilfe kämen, Regensburg zu entsetzen. Der ferne schwedische General Baner rückte nun auch aus Böhmen vor, aber der nähere Horn wollte statt auf Regensburg, auf München losgehen, Bernhard sollte ihm helfen, den Kardinal-Infanten, der aus Italien mit einem Heer unterwegs war, abzutreiben.

Aber mittlerweile kam von Regensburg Nachricht, daß täglich die Not der armen Stadt wachse, und noch=

mals versuchte Bernhard, den „Herrn Feldmarschall Horn anzuspannen, Regensburg zu helfen, weil am Entsatz dieser guten Stadt die ganze Wohlfahrt des evangelischen Bessens gelegen sei“. Horn willigte endlich ein, sich mit Bernhard zu verbinden; aber starrköpfig bestand er darauf, langsam und behutsam auf dem Umweg über Landshut zu marschieren, statt direkt den kürzesten Weg die Donau hinab. Freilich wurde Landshut erobert, wobei Albringer, der verwundet durch den Fluß schwimmen wollte, ertrank. Aber die Eroberung kostete zwei Tage, und dann blieb Horn noch acht Tage liegen, um seine Geschütze zu flicken und sich auf die Unternehmung vor Regensburg durch Beichte und Abendmahl vorzubereiten. Endlich brach man am 20. Juli auf. Am folgenden Morgen, als das Heer aus dem Bivak vor Pfaffenhofen ausbrach, sprengte ein livländischer Reiteroffizier heran und meldete, Regensburg sei über!

Die Stadt hatte sich unter dem Kommando von Ragge gegen die feindliche Übermacht bis aufs äußerste gewehrt. Am 26. Juni war ein allgemeiner Sturm, der dauerte von morgens bis mittags, fünf Stunden. Es war ein „furiosisches Fechten und Würgen; die Stücke, Doppelhaken und Musketen haben unterdessen gedonnert und gehagelt, nicht anders, als wollte der jüngste Tag kommen, und daß man zuweilen die Stadt vor Rauch nicht sehen konnte“. Der Sturm wurde abgesehlagen. Aber die Mauer war stark beschädigt, die meisten Wachttürme zusammengeschossen, das Brot ging aus und das Pulver, so daß die Belagerten nur noch mit Streitpeitschen und Flegeln ausfallen konnten. Da mußte sich die Stadt am 16. Juli übergeben.

Die stolze Eroberung Bernhards vom vorigen Jahre war verloren. Aber das Schlimmste war das noch nicht; viel schlimmer als der Verlust der Reichsstadt selbst waren die Folgen dieses Unglücks: der Raß stand jetzt dem Feinde offen ins „Reich“, nach Franken und Schwaben. Es waren schmerzliche Stunden und Tage und Nächte, welche der junge Held jetzt erlebte. Rückwärts! hieß nun das Kommando; und zurück mußte das vereinigte Heer ziehen, während der Regen in Strömen goß und die Wege aufweichten, daß Mann und Roß fast zugrunde gingen. Und doch hieß es eilen, ehe die feindliche Armada an der oberen Donau erschien. Denn wie ein lange aufgehaltener Strom, der ein Stauwerk weggerissen, so ergossen sich die kaiserlichen, bayrischen und spanischen Völker über die fränkischen und schwäbischen Gaue. Aber immer noch zog Horn seine Truppen hin und her. Diese waren auch schlecht verpflegt. Denn noch immer waren die Reichsstände mit ihren Beiträgen insgemein „träg und faul“, so daß der Reichskanzler auf eigene Faust sich von dem Generalpfennigmeister des Bundes 40 000 Taler für Bernhards Truppen verschaffen lassen mußte. Die vereinigte evangelische Armee betrug kaum noch 9000 Mann.

Endlich merkte man, wo's hinaus wollte mit den Feinden: auf Württemberg wollten sie sich werfen, um in diesem vom Krieg geschonten Lande sich's wohl sein zu lassen. Den Raß zu dem Herzogtum aber bildete Nördlingen. Kaum war Bernhard das Beginnen des Feindes inne, so forderte er den Rat der Reichsstadt auf, eine schwedische Besatzung aufzunehmen, um den Feind aufzuhalten. Er schwur ihnen bei seiner fürst-

lichen Ehre, bei Treu und Glauben, daß er die Stadt entsetzen wolle: tue er das nicht, so solle Gott ihn am jüngsten Gericht darum strafen und die Bürger Rache über ihn schreien. Der Rat war's bereit. So wurden 4—500 Schweden unter Oberstleutnant Debiß in die Stadt eingenommen und die Bürger bewaffnet durch den Stadthauptmann Welsch. Die Mauern, Türme und Bastionen wurden besetzt, die Tore mit Bollwerken versehen, die Gartenhäuser vor der Stadt zerstört. So erwartete man den Feind.

Am 8. August erschien er. Aber auch Bernhard und Horn setzten sich gegen Nördlingen in Bewegung. Der schneidige Weimarer meinte, da die Gegner zerstreut und Johann de Werth mit seinen sieben Regimentern noch weit entfernt sei, man müsse „dem Feind das Tempo ablaufen und ihn zur Schlacht zwingen“; der bedächtige Schwede aber setzte seine Ansicht durch, „man solle erst suchen, Württemberg zu fassen“. Also wurde statt direkt auf Nördlingen links ab auf Aalen marschiert.

Da kam ein Bauer ins Lager und fragte nach dem Herzog. Bernhard ließ ihn sogleich vor sich kommen. „Wer bist Du und was willst Du?“ „Bin der Weckerlin von Goldburghausen und heiß Adam Jäcklin; komm von Nördlingen“. „Aus der Stadt? Wie kamst Du heraus?“ „Hab mich am Baldinger Tor hinabgelassen in den Zwinger; hab den Kroaten einen Bären aufgebunden und mich durchs Lager geschlichen“; er blinzelte verschmitzt. „Wie steht's, halten sie noch aus?“ „An Herz und Mut fehlt's nicht; aber der Hunger nimmt arg zu und die Sucht haust übel. 's ist hohe Zeit, daß Ihr die Stadt entsetzt. Hier sind die Briefe vom ehr-

samen Rat und gestrengen Herrn Kommandanten." Bernhard las. „Sag den Herren, sobald der General Kratz da ist und der Rheingraf, jagen wir die Feinde von euern Mauern.“

Sofort ließ der Herzog rechts schwenken auf Nördlingen zu. In Bopfingen, drei Stunden von der Stadt, wollte Horn „Posto fassen“, Bernhard aber „etwas wagen“. Da am nächsten Tag der Herzog das Kommando hatte — die zwei Feldherrn wechselten darin ab — so führte er seine Weimarer gegen die Anhöhen, warf dort die Kroaten und Ungarn über Hals und Kopf hinab und machte seinem Kameraden Lust, 250 Musketiere in die belagerte Stadt zu werfen mit einem ermutigenden Schreiben: binnen sechs Tagen sei der Suffurs da, dann geschehe der Entsatz.

Aber der Suffurs kam nicht. Dafür aber der Kardinal-Infant mit seinen Spaniern als Verstärkung der Belagerer. Diese zerschossen Türme und Bastionen, legten Laufgräben und Minen an, brachen Breschen; drinnen herrschten Hungersnot und Seuchen. Wieder und wieder erschien der Weckerlin vor Bernhard mit Briefen; der Kommandant schrieb in rohem Soldatenton an den Herzog: „Gnädiger Herr, der Teufel hol mich, es tut große Not. Wenn Ihr die Stadt nicht bald entsetzt, so muß sie sich ergeben.“ Der derbe Offizier tat aber seine Schuldigkeit und schlug einen Sturm glänzend ab: am 25. August. Aber das Feuersignal von dem höchsten Turm der Stadt zeigte die höchste Not an. Wieder wurde Kriegsrat gehalten. Die meisten Obersten rieten, die Ankunft des Rheingrafen oder doch die von Kratz abzuwarten. Der bedenkliche Horn gar meinte, es sei

besser eine Stadt aufzuopfern, als ein Heer aufs Spiel zu setzen, und zwar das einzige, das man im deutschen Südwesten hatte. Bernhard aber wollte der treuen Stadt sein fürstliches Wort nicht brechen, und als Kratz samt einigen Rheingräflichen Regimentern erschien, überredete er die andern Offiziere zum Angriff; Horn mußte, um nicht trüg und zaghaft zu erscheinen, nachgeben.

Am folgenden Tag, dem 26. August, ging es vorwärts. Bernhard, der die Vorhut führte, warf den Piccolomini zurück und besetzte das „Bündle“. Hier wollte Horn wiederum stehen bleiben. Aber Bernhard, der heute wieder das Kommando führte, drängte weiter; den Haselberg galt es zu nehmen im Sturm, und als der abgeschlagen war, in geschlossener Kolonne. Hinauf kletterten die Weimarer noch am Abend und setzten sich am Waldrand fest. Droben standen Spanier und wehrten sich verzweifelt. In dem Gehölz begann bei spärlichem Mondschein ein blutiges Ringen bis nach Mitternacht. Immer neue Scharen sandte der Kardinal-Infant hinauf, Fußvolk, Reiter und Kanonen. Doch ihre Reihen mußten weichen. Aber die Schweden auf dem rechten Flügel drangen nicht nach auf den dahinter liegenden höheren Hügel: das Albuch. Den hätten sie noch rasch besetzen sollen; aber da sie stille standen, wurde die Höhe nun vom Feind besetzt und in der Nacht noch stark befestigt und die Schanzen mit Kanonen besetzt. Als es dämmerte, sah man, wie es drüben stand. Nun mußte das Albuch, das man gestern nachts fast ohne Schwertstreich hätte haben können, mit aller Macht angegriffen werden.

Horn, der an diesem Tage befehligte, fiel diese Aufgabe zu, Bernhard stand auf dem linken Flügel den Kaiserlichen gegenüber. Fünfzehnmal griff Horn die Spanier drüben an, mehrmals überstiegen seine Leute die Brustwehren, aber sie konnten die Schanzen nicht behaupten. Sechs Stunden lang hatten die Schweden gekämpft. Immer matter wurden ihre Angriffe. Sie wichen zurück, der Feind mit immer frischen Regimentern griff nun seinerseits an und drang vor, trotzdem Bernhard sein gelbes Regiment zu Hilfe sandte.

Horn mußte an den Rückzug denken. Aber wie vom Feinde loskommen? Das getraute er sich nicht am hellen Tage. Da entschloß sich Bernhard, um den Kameraden zu retten, zu dem gefährlichen Wagnis, zugleich den Kampf mit den Kaiserlichen fortzusetzen und den siegreich vordringenden Spaniern sich entgegen zu werfen. Lange konnten das seine Truppen nicht aushalten. Dann mußten auch sie weichen. Und endlich artete der Rückzug des gesamten Heeres durch das höchst ungünstige Gelände in eine wilde Flucht aus. Es war eine blutige Schlacht, 6000 tote Schweden und Weimarer lagen auf der Wahlstatt. Fast alles Fußvolk war tot, verwundet und gefangen, und Hunderte von Fahnen waren verloren. Die ganze Artillerie, dazu alle Bagage, mußte in dem sumpfigen Tal im Stich gelassen werden. Auch Horn mußte sich gefangen geben. Der Herzog selber hatte auf dem Rückzug eine Wunde am Hals erhalten, war, da ihm das Pferd erschossen wurde, von Kroaten gefangen und schon ausgeraubt, aber dann wieder von ein paar schwedischen Reitern herausgehauen.

Die Nördlinger Niederlage war, wie Bernhard an

Oxenstierna schrieb, „ein großes Unglück, so arg, daß es nicht ärger sein kann.“ Es war der schwerste Tag seines Lebens; verloren die Schlacht, verloren sein Heer, verloren die Ehre: der Lorbeerkranz war von seinem Haupte gerissen, und der Kaisersohn, vier Jahre jünger als er, hatte ihn um seine Stirne gewunden.

VII.

Allerlei Angebote.

1634/5.

Flüchtzug nach Frankfurt. Elend. Was die Franzosen am linken Rheinufer wollen. Anerbietungen des Kaisers. Philippsburg und Speier lieberlich verloren. Frankreichs „Bruch“. Der französische Vertrag. Bernhard unterschreibt nicht.

Durch das Herzogtum Württemberg wälzten sich die Trümmer der geschlagenen Armee. Der junge Herzog Eberhard, statt jetzt sich mannhaft zu zeigen und im Lande Ordnung zu halten, floh Hals über Kopf wie ein fürchtames Kind „zu seiner Frau Mutter“ nach Straßburg. Da hausten nun die flüchtigen Völker aufs ärgste im Land, als ob sie dem nachsetzenden Feind nichts übrig lassen wollten zum Blündern. In Kannstatt sammelte Bernhard an Truppen, was er konnte; mußte aber mit ihnen fortmarschieren, um sie zur Ruhe zu bringen, sonst wären sie auseinander gelaufen.

Nach Frankfurt am Main dirigierte der Herzog seine geschlagene Armee — es war ein Glück, daß die Feinde sie nicht unmittelbar verfolgten, sie wäre gänzlich aufgerieben worden. Bernhard selbst besetzte die festen Punkte unterwegs und machte einen Abstecher nach der Hauptstadt seines fränkischen Herzogtums. Er wollte seine Untertanen dort mahnen und warnen: er begreife ihre Anhänglichkeit an ihren früheren Herrn; aber jetzt sei er ihr Gebieter und fordere darum Treue und Gehorsam, versprach sie aber auch zu schützen. Er bat Se. Liebden, den Bruder Wilhelm, Franken mit ein paar Regimentern zu „verwahren“. Dann reiste er zu seinen Völkern nach Frankfurt.

Dort kamen sie nach und nach an. Aber wie sahen die armen Kerle aus? Verhungert, zerlumpt und, was schlimmer war, demoralisiert, ohne Kraft, ohne Mut, ohne Mannszucht. Die Bundesversammlung, die gerade in der Mainstadt beisammen war, erschrak, die Bürger gerieten in Angst. Die Bundesstände mit ihrer „unzeitigen Sparsamkeit“ waren schuld an ihrem Zustand, ja an dem ganzen Unglück. Wie, wenn sich die erbitterte Soldateska nun mit Gewalt nähme, was man ihnen so lange vorenthalten hatte, ihren Sold? Es war gut, daß der Herzog jetzt da war. Ihm wurde nun das Generalat des gesamten Bundesheeres übertragen, auch über die Völker des Rheingrafen, der darüber erboht fortging. Bernhard unterschrieb sich von jetzt an „Generallissimus des Evangelischen Bundes“.

Nun galt es vor allem Ordnung in den wirren Anäuel zu bringen, d. h. wie man damals sagte, die Regimenter zu „reformieren“. Unvollständige Regimenter

wurden zu ganzen „zusammengestoßen“, die Offiziere anders verteilt, der Troß verringert, die Artillerie ergänzt. Das alles kostete aber Geld, und Geld wollten oder konnten die Bundesglieder nicht geben. Die Truppen waren schwierig, sie ergingen sich in harten Reden: es sei ihnen bisher so viel Ungrund vorgeschwätzt worden, daß sie nicht ohne Vorausbezahlung dienen wollten. Doch wußte Bernhard sie zu beschwichtigen, und am 27. September konnte er in einer Heerschau vor dem Galgentor auf der Heide bei der Windmühle mustern: 7000 Reiter in 163 Schwadronen, 5000 Mann zu Fuß in 104 Kompanien. Das war nicht viel, dennoch sagte er: „Wird mich einer auf den Fuß treten und ich schlage ihn, so wird es weitläufige Sprünge absetzen.“

Freilich ohne weiteres gegen den Feind führen ließen sich diese verbitterten und ermatteten Leute nicht. Es war ein unerwartetes Glück, daß die Italiener und Spanier des Kardinal-Infanten die deutsche nässalke Herbstwitterung nicht vertragen konnten und, obwohl siegreich, noch verzagter und furchtsamer waren wie die besiegten Deutschen. Die Welschen schlichen sich in großem Bogen an Frankfurt vorbei. Draußen vor den Toren bivaktierten die Weimarer im Freien — die Bürger wollten nichts von den ungebetenen Gästen wissen. Kein Mensch mochte die Hungrigen nähren, die Geldlosen bezahlen: als eine Landplage, die man gerne los gehabt hätte, wurden sie angesehen, nicht als Vaterlandsverteidiger. Und diese ließen es nun auch die Leute fühlen, nahmen sich, was man nicht gutwillig gab, und hausten übel im Land und gegen die Frankfurter Bürger, wenn sich einer draußen blicken ließ. Aber es war nicht aus-

zuhalten. Da führte Bernhard seine Völker über den Rhein. Aber auch hier gab's kein Brot und kein Geld. Es war fast zum Verzweifeln, und wenn die Armee nicht auseinanderlief, so war's nur das Vertrauen und die Zuneigung zu Bernhard.

Überm Rhein stieß Bernhard mit den Franzosen zusammen.

Niemand hatte das Nördlinger Unglück mehr gemüht als Frankreich. Dies Land war damals noch nicht Deutschland so benachbart, wie später. Viel mehr als französisches Gebiet lag spanisches an der deutschen Westgrenze: nämlich die Freigravschafft und die Niederlande. Zwischen diesen beiden Ländern dehnte sich aber Elfaß-Lothringen, die Pfalz und das Kurfürstentum Trier aus. Darum suchte Spanien diese Zwischengebiete zu beherrschen. Umgekehrt aber wollte der gute Nachbar von Spanien: Frankreich, das verhindern und womöglich selbst nicht nur diese deutschen Zwischenländer besitzen, sondern die spanische Freigravschafft und die Niederlande dazu. So war Frankreich Spaniens Feind. Spanien verbündete sich mit dem stammverwandten österreichischen Habsburg: darum aber unterstützte Frankreich die Schweden und seine evangelischen Bundesgenossen. Nun hatten die Franzosen Lothringen, da es zu Osterreich hielt, weggenommen und der Erzbischof von Trier hatte sich unter französischen Schutz gestellt. Nach der Nördlinger Schlacht konnte Schweden das Elfaß nicht mehr halten und mußte, damit es nicht in Feindes Hände fiel, es dem verbündeten Frankreich überlassen. Und als die Weimarer über den Rhein kamen, wollten die Oberrheiner Pfälzer lieber französische Besatzung haben, welche Geld besaß

und bar bezahlt, als die weimarische, welche nicht bezahlen konnte und „futtraschieren“ mußte. Die Pfalz fürchtete von ihnen „die letzte Dlung zu bekommen“. Und die Weimarer mußten weichen. So bekamen die Franzosen gute Quartiere in der Pfalz und erhielten auch Speier eingeräumt und Philippsburg. „Gleichsam schlafend und stillschweigend“ kam das linke Rheinufer an Frankreich. Dabei stand dies gar nicht einmal in offenem Krieg mit den beiden Habsburgischen Häusern. Auf Spanien hegten sie die Holländer. Gegen Osterreich wollten sie Schweden und den Evangelischen Bund ausspielen; aber möglichst billig: sie zahlten den Schwedern einen mäßigen Kriegsbeitrag, suchten ihnen aber das Wasser abzugraben und auf ihre Mühle zu leiten. Ja sie strebten, ihnen ihren besten Verbündeten, den Herzog Bernhard, abspenstig zu machen und auf ihre Seite zu ziehen und ihn in Sold zu nehmen, wie es ihnen bei seinem Bruder Wilhelm und dem Landgrafen von Hessen gelang. Aber an Bernhard glitten die welschen Künste ab; er hatte die Zuversicht, man werde auch ohne Frankreich mit Osterreich-Spanien fertig.

Bernhard nämlich wollte nicht ruhig jenseits des Rheins stehen bleiben, sondern herüber kommen, den Main hinaufziehen und das eingeschlossene Würzburg befreien und so das gesunkene Ansehen des Bundes wieder heben. Die Franzosen hätten nur die Feinde so lange am Rhein beschäftigen müssen. Aber gerade jetzt ließen sie die „gewaltige Festung“ Philippsburg, die sie prahlerisch „gegen die ganze Welt“ verteidigen wollten, auf ganz „liederliche Weise“ verloren gehen, indem die Feinde über die zugefrorenen Sümpfe und Gräben eindrangten.

Auch über den zugefrorenen Rhein rückte Jan de Werth mit 5000 Mann und überrumpelte die Stadt Speier und die Franzosen übergaben sie ohne Schwertstreich. „Fürwahr, selbst ein Hercules würde bei solchem Unglück den Mut verlieren“, jammerte der Pfälzer Rat Kusdorf. Aber Bernhard nicht. Er wollte den Frost nutzen und Philippsburg „in einer Furie und Geschwindigkeit“ wieder erobern. Dazu brauchte er bei dem traurigen Zustand seiner Truppen, welche zum Hunger noch die Pest plagte, die französische Hilfe. Aber die schlecht gekleideten Franzosen scheuten die Kälte und wollten nicht mittun: es war ihnen ungewohnt, was die Deutschen oft aushalten mußten und konnten: barfuß im Schnee zu stehen. „Ich muß Geduld haben“, klagte Bernhard. Als aber Tauwetter eintrat, waren die französischen Marschälle bereit, Speier angreifen zu helfen. Und richtig, Bernhard schnitt den Bayern die Verbindung über den Rhein ab und brachte so die Reichsstadt zur Übergabe.

Stets hatte der Herzog die Franzosen gedrängt, offen einzugreifen in den Gang des Krieges. Sie wollten nicht. Und so war Würzburg schon im Jänner 1635 verloren gegangen. Zweimal freilich nötigte er sie, Heidelberg entsetzen zu helfen, wohin er dann den Oberst Gassion sandte. Nebenher überfiel der Unermüdlige zwei feindliche Regimente im Odenwald, erbeutete 800 gefattelte Pferde und vier Standarten, die er dem Reichskanzler zum Neujahrsgeschenk sandte.

Immer noch wollten die Franzosen sich freie Hand behalten, die Dinge recht durcheinander rühren und dann im Trüben fischen. Aber ihre eigene Untüchtigkeit im Kriege versetzte sie schließlich in die Notwendigkeit, nun

offen den Krieg zu erklären. Wie Philippsburg und Speier, so hatten die französischen Generale jetzt auch Koblenz und Trier und damit die ganze Mosellinie „liederlicherweise“ in Feindeshand fallen lassen; ihr Schützling der Erzbischof wurde sogar gefangen. Da war Lothringen bedroht und das neue Unglück setzte den Franzosen „eine Brille auf die Nase“. Jetzt mußte der Kanzler Michelieu, so sauer es ihn ankam, öffentlich und feierlich mit dem katholischen Spanien brechen und mit den keiserlichen Schweden und Holländern ein offenes Bündnis eingehen. Nunmehr entbrannte der Krieg auf der ganzen Linie der französisch-spanischen Grenze: in den Niederlanden und in der Freigravenschaft, in Italien und der Schweiz. Am Rhein, in Elsaß-Lothringen und der Pfalz sollte, unterstützt von dem französischen Marschall la Force, Herzog Bernhard mit seiner Armee die Kriegsführung übernehmen.

Während dieser Zeit gingen allerlei Verhandlungen vor mit Bernhard.

Zuerst machten sich die Franzosen an ihn. Was ihnen in seinen glücklichen Tagen nicht gelungen war, dachten sie jetzt leichter in den nothafsten Zeiten nach der Würdinger Schlacht zu erreichen. Der Kapuzinerpater Joseph, der des französischen Reichskanzlers rechte Hand war, schickte seinen Vetter den Marquis Feuquieres zu dem Herzog, und um diesen durch einen Glaubensgenossen besser zu überzeugen, wie gut Frankreich es mit ihm und den deutschen Fürsten meine, mußte zugleich auch der alte Hugenottenführer Herzog von Rohan sich mit Bernhard ins Benehmen setzen. Sie boten ihm ein großes Jahrgeld an: mit solchen „Pensionen“ suchten sie

deutsche Fürsten in ihr Interesse zu ziehen. Aber Bernhard wies die Pension ab. Er verlangte vielmehr, daß Frankreich ihm für seine Unternehmungen ein Hilfskorps stellte. Das wollten sie aber nicht.

Bernhard saß nun in Mainz in übler Lage und schlechter Stimmung: er plante neue Unternehmungen; aber niemand war gewillt, sie ihm ausführen zu helfen. Die Bundesstände gaben kein Geld, die Franzosen keine Hilfstruppen, der schwedische Kanzler wollte Bernhard nicht zu groß werden lassen, versagte ihm darum das volle Amt als Bundesfeldherr und eigene kühne Unternehmungen. Da kam gegen Weihnachten aus dem österreichischen Hauptquartier der Oberst Henderson und eröffnete dem Herzog folgendes: Der Kaiser wünsche nichts mehr, als ihn zum Feldherrn zu gewinnen. Er biete ihm den unbeschränkten Oberbefehl über 20 000 Mann an mit Gallas als Generalleutnant und als Lohn das ganze Frankenland. Ja, er möge sonst noch verlangen, was er wolle, der Kaiser werde ihm nichts verweigern.

Wie verlockend mußte das einem ehrgeizigen Mann wie Bernhard sein! Nicht nur, daß er sein verlorenes und kaum besessenes Herzogtum sicher und für immer bekommen sollte, sondern, was ihn fast noch mehr reizte: über 20 000 Mann sollte er kommandieren. Was ließen sich damit für Heldentaten ausführen! wie hätte er mit einer solchen Heeresmacht einer Welt in Waffen getrotzt! Aber Bernhard war ein Mann von deutscher Treue und protestantischer Tugend: auch um den höchsten Lohn nicht verriet er seine Bundes- und Glaubensgenossen. Er wies vielmehr diesen Antrag mit Entrüstung zurück.

Nun machten sich die Franzosen wieder an Bernhard. Nämlich nachdem es ihnen am Rhein und an der Mosel so schlecht ergangen war, legte der französische Bevollmächtigte Feuquieres dem Herzog einen Vertrag vor, der für ihn persönlich noch viel vorteilhafter war als der des Kaisers: Bernhard sollte die Landgrafschaft Elsaß zur Nutznießung bekommen und sein Herzogtum Franken dazu; das französische Hilfskorps, 12 000 Mann stark, sollte unter seinem Oberbefehl stehen. Aber: die Landgrafschaft Elsaß sollte er unter französischer Oberhoheit besitzen — wenigstens bis zum Frieden. Der Befehlshaber der Hilfstruppen sollte sein Stellvertreter und ihm gleichgestellt sein, und im Kriegsrat sollten nicht nur deutsche Bundesräte mitsprechen, sondern auch französische Kommissäre; endlich, der Herzog sollte schwören, mit dem Kaiser keinen Waffenstillstand oder Verhandlungen einzugehen ohne Zustimmung des französischen Königs. So dachten die Franzosen den gefährlichen Freund unschädlich zu machen und an Frankreich zu fetten.

Bernhard, der sich damals in der vom Schwedenkönig Mainz gegenüber angelegten Festung Gustavsburg aufhielt, legte den Vertrag dem Bundesdirektor Orenstierna vor; der hatte nichts dagegen einzuwenden: er sei nicht „unbillig“, und der Herzog könne ihn eingehen.

Aber Bernhard wollte nicht von Frankreich abhängen, er wollte sein Heer und den Evangelischen Bund als dessen „Generalissimus“ frei halten in ihren Entschlüssen: nicht um französischen Sold wollte Bernhard kämpfen, sondern als deutscher, fürstlicher Bundesgenosse der beiden verbündeten Kronen Schweden und Frankreich.

So bewies Bernhard aufs neue sein kriegerisches Selbstvertrauen, seine fürstliche Selbständigkeit und seine deutsche Gesinnung: er unterschrieb nicht.

VIII.

Allelei Rückzug.

1635.

Ein unbotmäßiger Marschall. „Das Herz am Main“ versagt. Der Kurfürst fällt ab und der „Bund geht über Eck“. Ein Kardinal General. Kaiserklautern verloren. Mainz entsetzt. Wieder zurück. Eine ruhmvolle Retirade und eine schreckliche. Der Generalissimus des Evangelischen Bundes steht allein.

Bernhard sollte also mit dem alten Marschall la Force den mittleren Rhein halten und wollte von da den Main und Neckar hinauf bringen. Aber der Marschall zog eigenmächtig ab nach Lothringen und ließ den Herzog allein. Und jetzt rückten drei kaiserliche Heere gegen ihn vor: Mansfeld — mit dem Abt von Fulda, den Bischöfen von Würzburg und Bamberg und einem Schwarm von andern vertriebenen Priestern und Mönchen auf 100 Wagen — zog vom Rheingau her, der Herzog Karl von Lothringen von Breisach, Gallas von Heilbronn, und hinter diesem sammelte der Kaisersohn neue 10 000 Mann.

Dennoch wagte Bernhard von seinem Hauptquartier Speier aus einen Vorstoß am Main und eroberte Wies-

baden. Denn der Marquis Feuquieres, der jetzt Offizier war und mit einer kleinen Abteilung französischer Truppen bei Bernhard verblieben war und sich ihm immer freundschaftlicher anschloß, forderte la Force mit allem Ernst auf, sofort umzukehren; Bernhard selbst hoffte auf Unterstützung von seinem Bruder Wilhelm, dem Landgrafen von Hessen und dem Herzog Georg von Lüneburg. Aber alle drei ließen ihn im Stich und la Force kehrte auch nicht an den Rhein zurück. Statt dessen mußte Bernhard vielmehr dem unbotmäßigen Marschall 2200 Mann unter Feuquieres zu Hilfe schicken; denn Herzog Karl war in sein heimisches Land eingedrungen und suchte Lothringen zum Aufstand gegen die Franzosen zu reizen. Damals hatte Bernhard den Obersten Gassion nach Paris gesandt, dort mit der Regierung zu verhandeln. Das mußte mit dem Kapuzinerpater Joseph geschehen, dem Vertrauten Richelieus. Der Pater war mißtrauisch gegen den Hugenottischen Offizier wegen seines Glaubens und der Offizier unwillig über den Kapuziner wegen seiner angemessenen militärischen Kenntnisse. „Ich sehe wohl, daß wir nicht eines Glaubens sind“, sagte der Pater. „Noch weniger einerlei Handwerks“, entgegnete schlagfertig der dreiste Offizier. So richtete er wenig aus.

Bernhard hatte nun Mansfeld und Gallas allein auf dem Halse und la Force ließ den Marquis nicht mehr los. Am Rhein aber wurde die Lage mit jedem Tage gefährlicher. Gallas stand bei Philippsburg, Piccolomini hatte sein Hauptquartier in Wiesbaden. Die Frankfurter aber wurden mit jedem Tag kältsinniger und widerwärtiger. Sie ließen ihre Stadt ohne Schanzen und Garnison, sie lieferten kein Getreide, sie strichen den

Bundesdirektor und die evangelischen Generale aus dem Kirchengebete: es war zu deutlich, daß dieses „Herz am Rhein und Main“ aufhöre für die gute Sache zu schlagen und zum Kaiser abfalle — Frankfurt, die Hauptstadt des evangelischen Deutschlands! Da galt es, den Bundesrat, der sich nach Worms zurückgezogen hatte, nach Frankfurt zurückzuführen und die Reichsstadt zu ermutigen und zu warnen. Bernhard tat es, Piccolomini wich zurück. Aber Gallas drang mittlerweile über den Rhein, Speier mußte ihm preisgegeben werden und schon machte Piccolomini Versuche, bei Mainz herüberzubringen und „ein Loch über den Rhein zu gewinnen“. Und Feuquieres kam und kam nicht zurück.

Da drängte der Kriegsrat den Herzog, „nach dem Gebirge zu gehen und den Rückzug nach Frankreich offen zu halten“. Schweren Herzens mußte Bernhard sich fügen und den Kriegsschauplatz auf dem rechten Rheinufer aufgeben.

Und jetzt trat das Unheilvollste ein, was im ganzen Kriege geschehen war: der mächtigste deutsche Reichsfürst fiel von der evangelischen Sache ab und wurde wieder zum „Judas Ischarioth“. Kursachsen schloß den Frieden von Prag und trat zum Kaiser über. Damit ging der Evangelische Bund „über Eck“; denn wie, wenn ein Stein aus einem Gewölbe losgelöst wird, die andern folgen, so fiel ein Reichsfürst nach dem andern, eine Reichsstadt nach der andern ab: die Herzöge von Mecklenburg, der ganze niedersächsische Kreis, auch der Kurfürst von Brandenburg. Jetzt konnte der Kaiser die Sachsen wider die Schweden stellen und mit ganzer Macht sich nach dem Rhein werfen. An allen „Pässen“ setzten die

Kaiserlichen über; Worms schloß ihnen „eidvergeffen“ die Tore auf und nahm den Prager Frieden an.

Nun drängten die Feinde in großen Massen vorwärts, um in Lothringen einzufallen. Bernhard mußte sich nach Saarbrücken zurückziehen, wo Marquis Feuquieres jetzt stand. Mit diesem hatte er am 21. Juni eine Konferenz; darin setzte der Herzog auseinander, daß er jetzt mit Frankreichs voller Macht an und über den Rhein rücken müsse und zeigen, daß er an der Rettung des Vaterlandes nicht verzweifle; dadurch werde er auch die entmutigten noch übrigen evangelischen Bundesgenossen vor verzweifelten Schritten, d. h. vorm Abfall zu Habsburg bewahren und durch Siege sie wieder an die gute Sache fesseln. Wenn ihn jetzt Frankreich im Stiche lasse, so drohte er mit dem Ärgsten, was es für ihn gab: es bliebe ihm auch nichts anderes übrig, als den Prager Frieden anzunehmen.

Der Marquis stimmte dem zu und sandte einen Edelmann nach Paris um schleunige Hilfe für Bernhard an Geld und Truppen; Bernhard schickte gleichzeitig seinen getreuen Rat Bonikau dahin.

Der Pariser Hof gab schöne Worte; aber mit der Hilfe pressierte es ihm nicht. Bernhard stand wie auf glühenden Kohlen. Denn Mainz war belagert und Kaiserslautern in Gefahr. Auf diesem festen Platz beruhte Bernhards letzte Hoffnung, wieder an den Rhein zu kommen. Deshalb hatte er sein bestes: das gelbe Regiment dahin getan; aber der Generalfeldzeugmeister Hagfeld belagerte die Stadt mit 7000 Mann. Da galt es Eile.

Dem französischen General la Balette aber eilte es nicht, obgleich ihn Feuquieres dringend zu beschleunigtem

Marsche mahnte. Dieser Heerführer war ein — Kar-
 dinal und Erzbischof, der unter dem Hugenottenmarschall
 de la Force in ein paar Wochen noch rasch das Kriegs-
 handwerk lernte, nachdem er sich bisher an den höfischen
 Rabalen und Galanterien beteiligt hatte. Er war näm-
 lich ein unbedingter Anhänger Richelieus, und dieser
 suchte seine Kreaturen in wichtige Stellungen zu bringen,
 weil die Edelleute, katholische sowohl wie evangelische,
 den tyrannischen Machthaber haßten. La Valette aber
 zögerte, sich mit dem deutschen Keger zu verbinden aus
 Angst vorm Papste. Endlich kam er am 9. Juli nach
 Schloß Avoird bei Metz. Herzog Bernhard überwand
 sich, ritt dem Cardinal-General entgegen und bot dem
 Kirchenfürsten die größere Ehre; denn der Cardinal stellte
 sich höher als der Reichsfürst und hielt es unter seiner
 Würde, einem Herzog die rechte Hand zu reichen, nur
 die linke wollte er ihm geben. Aber Bernhard setzte sich
 über diese Etikettenfragen hinweg, es war ihm nur um
 die Sache zu tun. Es war freilich ein seltsamer Anblick
 auf Schloß Avoird: hier ein strammer Protestant und dort
 ein römischer Cardinal, hier ein echt militärischer Feld-
 herr und dort ein geistlicher Offizier-Dilettant, hier ein
 echter Deutscher, der doch mit dem Franzosen sich ver-
 bünden mußte, um die Sache des Deutschtums zu führen,
 und dort ein katholischer Franzose, der für den deutschen
 Protestantismus kämpfen sollte. Der Marquis Feu-
 quieres, der dabei stand, war in Sorge über den Aus-
 gang der Besprechung. Aber die rücksichtsvolle Lebens-
 würdigkeit des Herzogs half über das Heikle der Szene
 hinweg. Er brachte es wenigstens dahin, daß la Valette
 versprach, ihm rasch Kaiserslautern entsetzen zu helfen.

Thoma, Bernhard von Weimar.

5

Weiter wollte der Kardinal-General nicht gehen. Er wußte ja, daß Frankreich nur daran dachte, die französische Grenze zu schützen, aber nicht über den Rhein zu rücken: vor diesem hatten auch die französischen Truppen eine geradezu abergläubische Angst.

Aber es war zu spät. Als Bernhard heimritt, traf ihn die Trauerkunde, daß Kaiserslautern gefallen sei und sein treues gelbes Regiment vernichtet. Es hatte sich bis aufs äußerste gewehrt; der Feind stürmte und hieb das ganze Regiment zusammen. Bernhard weinte vor Schmerz und vor Zorn auf die Franzosen, deren Lahnheit das neue Unglück veranlaßt hatte. Und ein weiteres drohte als Folge dieses: Mainz war von Mansfeld eingeschlossen und bombardiert, und der Fall dieser Hauptfestung schien unvermeidlich, denn Frankfurt, woher Truppen und Getreide kommen sollte, hatte mittlerweile den Prager Frieden angenommen, Hanau, Heidelberg und Dilsberg waren gefallen und Bernhard zu helfen der Paß bei Kaiserslautern jetzt verschlossen. In Mainz aber lag Bernhards gesamte Infanterie. Der Herzog drohte wieder mit dem Prager Frieden und la Balette bekam vom König Befehl, „Bernhard an Frankreich zu attachieren“, daher mußte er sich wenigstens an ihn anschließen. Er tat's und nun drängte Bernhard vorwärts nach Mainz, auf einem schwierigen Weg durch die Berge. Die Kaiserlichen hatten das nicht erwartet, und als sie hörten, daß Bernhard nahe, zogen sie Hals über Kopf von Mainz ab. Die Festung war gerettet und der Herzog konnte seinen stattlichen Einzug dort halten.

Aber sonst sah es schlimm genug aus. Die abgefallenen Frankfurter hatten Gallas zu Hilfe gerufen

und den Bundesdirektor Bizthum verdrängt; der hielt sich drüben in Sachsenhausen, wurde aber von der Stadt aus belagert. Und von Norden her kam keine Hilfe. Denn Bernharbs Bruder war auch zum Kaiser abgefallen, desgleichen der Herzog von Lüneburg; und der Landgraf von Hessen wollte sich nach Norden zurückziehen auf Baner. Bernhard zog ihm nach Königstein entgegen, mahnte und bat vergebens, ihm die Hand zu reichen. So ging Sachsenhausen mit Frankfurt verloren.

Endlich kam Bonitau von Paris zurück. Dort war er „eifrigst kareffiert“ worden, aber er hatte sich nicht fangen lassen. Frankreich wollte Bernhard attachieren, aber möglichst billig. Er verlangte 20—30 000 Mann und 4 Millionen Livres und dachte damit rechts des Rheins zu operieren und den Krieg im großen Stil zu führen. Die Franzosen wollten höchstens ein Drittel gewähren und den Krieg nur an den französischen Grenzen geführt haben. Sie meinten, Bernhard könne ja den Krieg führen wie Wallenstein: auf Kosten des Landes, wo er stehe. Aber das war in dem verwüsteten Deutschland nicht mehr möglich, wenn es Bernhard auch gewollt hätte. Da verloren die Offiziere und Mannschaften das Vertrauen auf die Zukunft. Dazu wurden kaiserliche Mandate in der Armee verbreitet, welche lockten und drohten. Endlich riß Mangel und Krankheit ein in die Heere: die Pferde wurden mit Baumblättern gefüttert, die Soldaten verzehrten Wurzeln, Kräuter und unreife Trauben und bekamen die Ruhr. Die Franzosen aber desertierten in Masse. Und ringsum Feinde und nirgend eine Freundeshand! So blieb nichts anderes übrig als wieder der Rückzug vom Rhein. Mit tiefem

Schmerz schickte sich Bernhard in diese traurige Notwendigkeit. Vorsichtig, wie immer, leitete der Herzog von Mainz aus seine Vorbereitungen; während er, um den Abzug zu verdecken, Vorstöße gegen Frankfurt machte, ließ er die Geschütze und Munition der Gustavsburg zu Schiff nach Koblenz führen, und die Schiffbrücke abbrechen. In Mainz ließ er 2500 Mann Besatzung zurück. Eine große Anzahl Offiziere weigerten sich weiter zu dienen, da die Franzosen die Deutschen so schlecht unterstützten, und traten in dänische Dienste. Er ließ sie in Gottes Namen ziehen. Dann marschierte er über Kreuznach ab (am 9. September).

Aber bald konnten die Abziehenden merken, daß ihnen Gallas mit seiner ganzen Armee auf dem Halse wäre. Sie mußten durch unbekannte rauhe Gegenden übers Birkenfeldische ihm ausweichen und statt nach Saarbrücken weiter nördlich auf Wallerfangen los marschieren, um die Saar dort zu überschreiten. Der geistliche Heerführer verlor ganz den Kopf und Bernhard mußte alles anordnen und hatte noch mit dem unverständigen Eigensinn des Kardinals zu kämpfen. In voller Schlachtordnung „Pistol und Degen in den Händen“, umschwärmt von Kroaten, ging der Zug vorwärts. Nun kam noch böses Wetter dazu, die Wege waren aufgeweicht, die Kanonen nur mit äußerster Mühe fortzubringen — und la Balette wollte sie nicht im Stich lassen — die Bagagekarren wurden verbrannt. Das Obst auf den Bäumen war die ganze Nahrung der Truppen, „ein Stück Brot war rar und seltsam“. Dabei stetig Gefechte. Schließlich mußte man sich doch des hindernden groben Geschützes entledigen. Bernhard bot es dem

Pfalzgrafen von Birkenfeld zur Verwahrung oder zum Präsent an. Dem schien das Geschenk aber bedenklich. Da versenkte man die groben Stücke in einen Weiher bei Birkenfeld. Endlich kam das Heer bei Wallerfangen an. Aber hier war keine Brücke, der Fluß ging „strenge“ und selbst eine Furt war so angeschwollen, daß es „den Kutschwagen über die Schläge ging und viel Fußvolf ertrank. Auf dem Galgenberge aber drohten 4000 Ungarn, Kroaten und Polen. Da ließ Bernhard das „Eskadronstücklein“ vor die Front bringen, formte die Nachhut zum Gefecht, mittlerweile wurden leere Weinfässer aus dem Flecken herbeigeschafft und Bretter darüber gelegt. Über diese Notbrücke zog das Fußvolf hinüber, die Reiterei ritt durch den Fluß. Man marschierte weiter, nach Metz zu; da warf sich der General Götz, welcher an einer andern Stelle die Saar überschritten hatte, in aller „Furie und Ungeßüm“ auf die Nachhut; aber Bernhard trieb die Feinde zurück und nahm den Götz gefangen. Am 18. September erreichte die Rückzugsarmee Metz und war jetzt geborgen. Die abgerissenen, abgematteten und hungrigen Weimarer „logierten in guten warmen Kammern, hingegen der Feind in der großen Kälte unter freiem Himmel ohne Wein und Brot im Felde liegen mußte“.

Und nun kehrte sich das Spiel um. Die Feinde froren, hungerten und starben an der Pest, so daß man die Leichen zur Verhütung des Gestanks täglich verbrannte. Da konnte Gallas die Gegner nicht „ausharren“. Er brach sein Lager ab und zog nach dem Elsaß. „Aber der Hunger zog uns immer nach“, jammerte der Feldkaplan. Die „Mütter warfen ihre Kinder-

lein von sich, damit sie deren erbärmlichen Tod nicht sehen mußten. Die Soldaten fielen wie Schneeflocken nieder; andere liefen den toten Säulen und verwesenden Ochsen nach, ihr Leben noch eine Weile zu fristen". 12000 Mann kamen so ums Leben.

Die Franzosen rühmten den Rückzug des französisch-weimarischen Heeres als eine große Heldentat und Richelieu pries seinen geistlichen Günstling als glorreichen Feldherrn. Aber für den Kardinal-General war er keineswegs ein Ruhm: ohne Bernhards Umsicht und Tapferkeit wäre er verloren gewesen; seine eigenen Soldaten sangen ein Spottlied auf „den bemühten General“ mit dem Rehrim: où est le Duc de Weimar? (Wo ist der Herzog von Weimar?) Die Verständigen in Paris jedoch priesen Bernhard als den Retter des französischen Heeres.

Freilich, dieser Zug war die einzige rühmliche Waffentat für die Gegner Habsburgs. Sonst waren die Franzosen fast überall geschlagen. Mannheim, Heidelberg und schließlich Mainz gingen noch am Schluß des Jahres verloren. Der Main und Neckar, die untere Mosel und der mittlere Rhein war in den Händen des Feindes.

Für Bernhard aber war 1635 in jeder Hinsicht ein Unglücksjahr. Von allen Freunden und Helfern im Stich gelassen, stand er allein mit einer geschwächten Armee, ohne Geld und Waffenplätze im fremden Land und auf fremde Hilfe angewiesen. Und sein liebes Deutschland geschlagen, entmutigt, und die evangelische Sache preisgegeben von ihren Schützern, preisgegeben an die Willkür einer ungerechten und unredlichen, einer harten und fanatischen Übermacht.

Es waren schwere, schmerzliche Gedanken, die in diesen trüben Tagen dem vielgeprüften jungen Helden durch die Seele zogen.

Da klagte er's seinem alten treuen Hortleder: „Ich bin, weiß nicht recht wem, zu Diensten außer Gott und meinem Vaterlande. Man hat mich zwar auf dem letzten Wormser Tage ordentlich berufen und bestallt, die Sache der Stände mit dem Degen auszufechten. Allein aus Furcht und Leichtfertigkeit haben mich viele außer acht gesetzt; viele sind auch unterdrückt worden. Ich stehe allein.“

IX.

Bernhard in Paris.

1635/6.

Der Vertrag von St. Germain. Quartiere und Sold. Reise nach Paris. „Er bedeckt sich!“ Lustbarkeiten. Bernhard „Hochzeiter“? Endlich „heim“.

Deutschland, auch Schweden hatte Bernhard von Weimar im Stich gelassen. Hilfe konnte ihm allein noch Frankreich bieten, das den Kampf aufgenommen hatte gegen die spanisch-österreichische Übermacht. Aber auch Frankreich war angewiesen auf den Herzog von Weimar. Der unglückliche Krieg, den es in diesem Jahre 1635 mit so großen Erwartungen und Anstrengungen begonnen, hatte seine kriegerische Unzulänglichkeit gezeigt. Die

Truppen waren frech und unzuverlässig, die Offiziere unbotmäßig und anspruchsvoll, die Feldherrn unfähig und nicht unternehmend: der alte la Force ein Greis, la Balette ein besserer Geistlicher als Kriegsmann, der tüchtige Rohan wurde zurückgesetzt, weil er Hugenotte war. Dagegen die Deutschen waren, auch für die Franzosen, das kriegstüchtigste Volk der Welt, von dem man lernen konnte, was Strapazen ertragen heiße und der deutsche Herzog, in dessen Schule die französischen Offiziere erst sich zu Kriegsführern bildeten, war ein wirklicher und erprobter Feldherr; ihn galt es darum zu gewinnen und möglichst an Frankreich zu fesseln. Also erhielt la Balette, der den Herzog in der Zeit der Not immer mehr schätzen und lieben gelernt hatte, den Auftrag, Bernhard auszuholen, wie er jetzt gesinnt sei und was er begehre. Und der französische Kardinal verwandte sich aufs wärmste für den deutschen Protestanten: er erklärte, den Herzog müsse man an sich ziehen mit allen Mitteln, denn ohne ihn könne man den Krieg nicht führen; man müsse ihn einen Zug nach Deutschland machen lassen, wo er wegen seines hohen Ansehens die gute Sache wieder instandbringen könne.

Und Bernhard? was sollte und konnte er tun? Sein Heer entlassen und seine Rolle aufgeben? Dazu hatte er zu viel Pflichtgefühl und Unternehmungsgeist. Oder mit ihm in Deutschland einbrechen und freibeuterisch haufen wie Wallenstein? Das litt seine edle Gesinnung nicht. Oder gar sich dem entdeutschen Habsburger unterwerfen, die Sache des Vaterlandes und der Religion verraten? Das fiel dem gutdeutschen und gutprotestantischen Fürsten unmöglich.

Also sandte Bernhard seinen getreuen Unterhändler Bonikau wieder nach Paris mit ausgedehnter Vollmacht zur Unterhandlung. La Valette empfahl ihn in einem besonderen Schreiben dem Könige und dem Kanzler. Und Richelieu beeilte sich jetzt, den ersten Feldherrn seiner Zeit mit seinem kriegsgeschulten Heer zu gewinnen. So kam rasch der berühmte Vertrag von St. Germain zustande (1635), den der König wie der Herzog gleich begrüßten und der bestand bis zu des Herzogs Tod. Darnach unterstützt der König den „General des Bundesheeres“ zur „Wiederherstellung der Libertät (Freiheit) Deutschlands“ mit jährlich 4 Millionen Livres, wofür Bernhard 18 000 Mann aufbringt (d. h. 10 Monatssolde). Darüber kommandiert der Herzog unter der Autorität des Königs (wie bisher unter der von Drenstierna) mit Zuzug von französischen und deutschen Kriegsräten. Bei allen Unternehmungen ist das gemeinsame Beste im Auge zu behalten. Bernhard erhält für seine Dienste lebenslänglich eine jährliche Entschädigung von 200 000 Livres, nach dem Krieg 150 000 Pension, außerdem die Landgraffschaft Elsaß und was ihm von Schweden zugesagt war.

Freilich war nach diesem Vertrag Bernhard nicht mehr ein Bundesgenosse des französischen Königs, aber auch nicht sein Untergebener; es war Leistung gegen Leistung. Und Bernhard wahrte sich aufs eifrigste diese seine Unabhängigkeit, während umgekehrt die Franzosen ihn mit allen Fäden und Finessen „gänzlich an sich ziehen“ wollten. Bernhard brachte es aber dahin, daß sie zufrieden sein mußten, wenn er sich nicht von ihnen abwandte. Es war nicht in dem Vertrag alles klar geregelt, und zwar mit Absicht beider Teile: jeder

suchte dadurch sich freie Hand zu halten und nach Gelegenheit ihn zu seinem Vorteil zu verwerten. Auch sollte das Heer keine deutliche Vorstellung davon bekommen, in welchem Verhältnis Bernhard zu Frankreich stehe: er wollte auch seinerseits dem fremden Lande möglichst unabhängig gegenüberstehen.

Zweierlei aber machte dem Herzog in dieser Zeit zu schaffen: Quartiere und Gelder für seine Truppen. Die französischen Regimenter hatten gute und ruhige Winterquartiere vom König angewiesen bekommen; dagegen waren die Weimarischen in die Front gewiesen worden, wo die Gegend ausgefogen war und man in steter Fühlung, ja in steten Scharmüßeln mit dem Feinde lag: der König wollte seine Landsleute schonen, dagegen die Deutschen sollten ihren Sold auch verdienen. Und doch waren die hart abstrapazierten weimarischen Völker der Erholung und Ruhe so bedürftig, wie nur möglich. Sie mußten aber alles, was sie brauchten, fouragieren, nachts auf Wache, tagsüber im Kampfe stehen. Da wurden die Leute „von den vielfältigen herben Travaillen unwillig, widrig und ungehorsam“. Ferner stand in dem Vertrag, daß Bernhard bis zum 10. Januar sein kleines Heer auf 18 000 verstärken müsse; aber erst am 5. Februar sollte er die erste Million Sold erhalten. Es ging aber nicht, ein Heer mit Versprechungen zusammenzuhalten, geschweige denn erst eins auf die Beine zu bringen. Da mußte wenigstens zu Anfang vorausbezahlt werden. Es waren nun auch weder am 20. Januar 18 000 Mann, die man in fernen Gegenden an der Ostsee werben mußte, beisammen, noch am 5. Februar eine Million bezahlt.

Um diese beiden Forderungen nach Geld und guten Quartieren zu betreiben, beschloß nun Bernhard, selbst nach Paris zu gehen. Den Cardinal la Valette aber ließ der Hof vorausreisen, um ihn über Bernhard auszuforschen.

Mit großem Gefolge, darunter Prinz Roderich von Württemberg, der Graf von Nassau und andere Edelleute, Räte und Wagen, — denn Bernhard wollte in Paris als Fürst auftreten und nicht als einfacher General — reiste der Herzog Ende Februar ab. In der Nähe von Paris wurde er im Namen des Königs von einem französischen Edelmann, dann vom Haushofmeister und endlich von einem Herzog empfangen und durch den Wald von Vincennes nach der Hauptstadt geleitet. Wagen an Wagen standen zur Seite dieses Weges und Tausende von andern Neugierigen zu Fuß waren herausgeströmt, den deutschen Helden anzustaunen. Dieser war freilich nicht der germanische Hüne mit blauen Augen und blonden Locken in glänzender Eisenrüstung und farbigen Bändern. Schlank und zierlich vielmehr erschien er, mit feinen Zügen und feinen Gliedern. Dunkle Haare umwallten sein langes Gesicht und schmucklose schwarze Kleider bedeckten den geschmeidigen Leib: wie er auch in der Schlacht in schwarzem Kürass, schwarzem Helm erschien, nur mit der roten Feldbinde um die Brust, dem farbigen Busch auf dem Eisenhut. Hätte nicht eine gesunde Bräune und der kriegerische „Zwickelbart“ sein Antlitz martialischer gestaltet, man hätte den Herzog für einen Gelehrten halten können. Aber der feste, glänzende Blick seiner großen schwarzen Augen, die ausgebogene Nase, die offene freie Stirn verkündeten den großen Mann,

den herrschgewohnten Fürsten. So machte er, der berühmte Kriegsheld, der doch so höflich und liebenswürdig sich gebaren konnte, einen gar günstigen Eindruck auf das Pariser Volk.

Aber der Hof wollte es Bernhard fühlen lassen, daß er nicht als fürstlicher Bundesgenosse, sondern als bezahlter Heerführer angesehen werde. Darum war sein Empfang in Paris seitens des Hofes nicht fürstlich; er wurde auch nicht im königlichen Schloß, dem Louvre, einquartiert, sondern im Arsenal, das freilich prächtig hergerichtet war; auch erhielt er weder königliche Trabanten vor sein Gemach, noch Edelleute zu seiner Bedienung bei Tafel. Das alles hatte man dem Herzog Eduard von Parma, der kurz vorher nach Paris gekommen war, zugestanden, trotzdem auch dieser französische Hilfs Gelder bezog, aber nachher nichts dafür leistete. Das entflammte den Ehrgeiz des deutschen Reichsfürsten zum Jorn, da er, der sich rühmen konnte, aus so edlem Geblüt und hochangesehenem Haus zu stammen, dem welschen Prinzen nachgestellt wurde, der nur ein päpstlicher Vasall und dessen Herzogtum kaum hundert Jahre alt war. Bernhard benutzte nun die erste beste Gelegenheit, um zu zeigen, wofür er gelten wollte. Als der Herzog, von hohen Hofleuten begleitet, nach St. Germain zum König Ludwig XIII. kam, empfing ihn dieser und sein Bruder mit entblöttem Haupte. Im Laufe des Gespräches aber bedeckte der König sein Haupt; da setzte Bernhard zum Entsetzen des Hofes seinen Hut auch auf. „Er bedeckt sich! er bedeckt sich!“ murmelten die Höflinge. Der König tat nun wieder seine Kopfbedeckung herab, um auch den Herzog dazu zu nötigen. Darauf machte Bern-

hard der Königin Anna seine Aufwartung mit abgezogenem Hute, obwohl der König bei diesem Besuch den seinen auf hatte: Bernhard wollte zeigen, daß er auch galant sein könnte. Die Königin bat ihn unter anderm, sein Heer von Gewalttätigkeiten gegen Frauen — besonders Nonnen — abzuhalten und er sagte es gerne zu.

Das Benehmen Bernhards machte Eindruck: man entschuldigte sich. Und bei späteren Besuchen entblöste sich der König eine Zeitlang und die Königin bot ihm einen Sessel. Ludwig schenkte ihm überdies einen von Diamanten schimmernden Degen, die Königin andere Kostbarkeiten. Der Bruder des Königs bat ihn, sich zu bedecken und wohnte mit andern Großen des Reiches einem Gastmahle bei, das dem Herzog zu Ehren gegeben wurde. Und die Mächtigsten unter den Großen, der Herzog-Kardinal Richelieu und der Pater Joseph waren von Anfang an äußerst liebenswürdig. Sie besuchten den Herzog. Der Kardinal schenkte ihm einen prachtvollen Sechserzug; und als Bernhard ihm seinen Gegenbesuch machte, empfing ihn Richelieu an der Treppe seines Palastes mit dem Schmeichelwort: „Mein allerbesten Freund!“ und geleitete ihn beim Abschied an den Wagen. Freilich bestrickte Bernhard auch durch sein ritterlich feines und gewinnendes Wesen die Franzosen; besonders natürlich die Damen, vor allem die Königin; und sie suchten sein Bildnis zu bekommen. Er selbst erhielt nach und nach neun „Contrefaits unterschiedlicher französischer Damen“ aus den Hofkreisen, darunter auch das der Königin Anna.

Nun suchte man mit Lustbarkeiten des Herzogs Sinn zu betäuben und ihn so zum Sklaven des Hofes zu machen. Der König veranstaltete zu St. Germain Heer-

schau und Jagden, Feuerwerke, Schauspiele und Konzerte; die Günstlinge Richelieus aber wetteiferten, ihn mit allerlei Schwelgereien zu überschütten. Jedoch sie mußten sich verwundern über den deutschen Fürstensohn, der so keusch wie Joseph und so mäßig wie Daniel war. Bei einem solchen Gelage erlaubte sich ein vorlauter Höfling die dreiste Frage: Wie der Herzog es angefangen habe, die Schlacht bei Nördlingen zu verlieren? „Ich tat, als wollt ich sie gewinnen“, erwiderte stolz der Fürst. Dann wandte er sich an seinen Nachbarn und fragte: „Wer ist der Narr, der so fragte?“

Da weder verletzender Hochmut den Herzog verblüffte, noch schmeichelnde Liebenswürdigkeit ihn bestach, noch rauschende Festlichkeiten ihn betäubten, suchte man den jungen Helden auf andere Weise zu ködern. In Paris wohnte die Gemahlin seines Kriegskameraden und Glaubensgenossen, des Herzogs Heinrich von Rohan mit ihrer Tochter. Bernhard besuchte die Damen öfter. Die junge Prinzessin war „schön und anmutig, das entzückendste Geschöpf am ganzen Hof“ — erklärte der Markgraf Friedrich von Baden-Durlach. Beim ersten Anblick faßte der Herzog eine heftige Zuneigung zu ihr: Und die Mutter wünschte sehr eine Verbindung der jungen Leute. Sofort natürlich verbreitete sich das Gerücht im Munde der Menschen und in allen „Zeitungen“, der weimarische Fürst sei „Hochzeiter“. Richelieu griff aber diese Angelegenheit begierig auf und betrieb die Vermählung. Unter der Hand dachte man nämlich daran, die Familie Rohan katholisch zu machen und durch diese Heirat dann auch den Herzog von Weimar. Das wäre ein Triumph der katholischen Kirche gewesen und zugleich

für den Kardinal und seinen Kapuzinerpater eine Beruhigung, und eine Beschwichtigung des römischen Stuhles über die Politik der beiden geistlichen Diplomaten. Als aber Bernhard diese Absicht merkte, zeigte er sich sehr kühl und abweisend gegen diejenigen, die darauf anspielten, wenn er auch das freundschaftliche Verhältnis mit der Familie aufrecht erhielt. Wie wenig er aber geneigt sei, seinen Glauben zu verleugnen, bekannte er damit, daß er in Paris durch seinen Hosprediger öffentlich evangelischen Gottesdienst halten ließ.

Durch alle gegenteiligen Bemühungen ließ sich aber Bernhard nicht ablenken von seinem eigentlichen Zweck, um deswillen er die Reise nach Paris gemacht hatte. Die Franzosen hielten ihn aber mit beiden Forderungen hin, so daß er immer mißtrauischer wurde. Nur geringe Abschlagszahlungen erreichte er, und mußte sich hinausziehen lassen bis Ende April. Als er dann abreisen wollte, wurde er krank und mußte noch vierzehn Tage fern von seinen Truppen verweilen. Er war froh, als er endlich um Pfingsten von dem Babel an der Seine abreisen und wieder ins Feld ziehen durfte, in den Krieg!

X.

Bernhard im Feld und im Lager.

Hofstaat und Generalstab. Bernhard als Christ und Mensch, als Felsherr und Landesherr. Das Volk und das Heer.

Nach seiner Pariser Reise trat Bernhard äußerlich anders auf als bisher. Die Mißachtung, die ihm in Paris widerfahren war, führte sich auch darauf zurück, daß er gegenüber dem ungemein zahlreichen und prunkvollen Hofstaat des französischen Königs und seiner Minister und Räte, so verhältnismäßig einfach eingerichtet war. Bisher hatte er sich mit geringer Dienerschaft begnügt, fast wie ein gewöhnlicher Offizier. Für die Reise nach Paris schon hatte er ein größeres Gefolge um sich gesammelt. Jetzt bestellte er eine förmliche Hofhaltung mit einem Hofmarschall an der Spitze, einem Herrn von Remchingen. Dazu gehörten die Räte und Schreiber, welche nicht nur die laufenden Geschäfte zu besorgen hatten, sondern zuweilen auch, wie jetzt die Zeitungs- und Broschürenschreiber, in seinem Sinn den geistigen Kampf wider seine Gegner mit der Feder durchfechten mußten. So besonders der witzige, geistreiche Hans Ulrich Kehlinger von Leder. Denn Bernhard wollte stets eine eigene Partei bilden. Auch des Herzogs Stab vermehrte sich mit dem zunehmenden Heer; da gab es unter anderem General-Kommissäre, General-Quartiermeister, General-Gewaltige, General-Wagenmeister, Ge-

neral-Proviantmeister, Stabsmarketender. Das Feldkonfistorium bestand aus dem Hofprediger und Hofdiakonus und den Regimentspredigern. Die Geistlichen mußten Sonntags und nach Gelegenheit in der Woche predigen und das Morgen- und Abendgebet halten, die einen vor dem Zelt des Herzogs dem Feldherrn und seinem Stab, die andern vor dem Zelt des Obersten jedes Regiments. Zu Zeiten legte der Herzog selber seinen Offizieren einen Psalm aus, und vor der Schlacht hielt er das Gebet frei offen, oder auch geheim hinter einem Busche kniend. Stets las er zu bestimmter Tageszeit in der Bibel, in Johann Arnolds „Wegweiser“ und „Wahrem Christentum“. In biblischen Wendungen und Anspielungen bewegte sich seine Rede. Sein Wahlspruch war, wie der Melancthons, das Bibelwort: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?“ Daraus das weimariſche Feldgeschrei gleich dem schwedischen: „Gott mit uns!“

Bernhards Krieger verehrten und liebten ihren fürstlichen Führer, der mit der fröhlichen Energie der Jugend die sichere Reife des Genies verband. Wen der durchdringende Blick seiner leuchtenden Augen traf, der merkte, der Herzog wußte, was dem Angeschauten „im Gemüte steckte“. Bernhard war aber auch leutselig und höflich gegen den geringsten Soldaten und Diener.

Für ihren Unterhalt und ihr Wohl war er väterlich besorgt. Er schlief mit seinen Kriegern im Lager, teilte alles Ungemach auf dem Marsch, focht allen voran in der Schlacht. Waren sie krank oder verwundet, so ließ der Herzog sie pflegen, ja legte selbst Hand an, schickte sie auch auf seine Kosten ins Bad. Starb einer, so ließ

er nicht, wie sonst üblich war, die Hinterlassenschaft in die Kriegskasse fließen oder als Beute verteilen, sondern lieferte sie den Erben aus. Mit seinen Offizieren verkehrte der Generalissimus als Kamerad. Er nahm an ihren Festlichkeiten: Hochzeiten und Kindtaufen teil; er entschädigte diejenigen, welche durch den Krieg ihre Güter verloren, mit Lehen. Er durfte von sich sagen: „Niemand wird sich jemand über mich Undankbarkeit halber zu beklagen Ursache haben.“ Dabei blieb aber doch Bernhard immer der hohe, fürstliche Befehliger. „Die hohen Generale und andern Offiziere, auch insgemein alle Soldaten freuen sich, wenn sie Ihrer fürstlichen Gnaden Befehle ausrichten sollen; Sie werden von denselben nicht allein geliebt, sondern auch gefürchtet“, berichtet ein früherer Beamter von dem Herzog, als er ihn im Feldlager besuchte. Wenn sie einmal den Gehorsam versagten, so galt das nicht ihrem Feldherrn, sondern denen, die ihnen schnöde ihren Sold vorenthielten.

Im Lager und im Quartier hielt Bernhard musterhafte Ordnung, so viel das bei der damaligen Armeearganisation möglich war. Über Gewalttätigkeiten konnte man sich nur beklagen in Zeiten grausamster Not, welche die Menschen auch grausam macht. Für den Marsch, die Schlacht und den Sturm waren nicht nur im allgemeinen genaue Regeln festgestellt, daß jeder seinen Posten und seine Aufgabe kannte und ausführen konnte. Vielmehr war auch in jedem Fall ein genauer Plan vorgezeichnet. Schanzer und Zimmerleute als Glieder des Heeres leisteten treffliche Pionierdienste. Die vorzügliche Artillerie tat die grobe Vorarbeit im Kampfe. Die von Bernhard bevorzugten leichtbeweglichen Dragoner — be-

rittene Infanterie, von Mansfeld am Anfang des Krieges aufgebracht — versahen den Aufklärungsdienst, „Streifen“ und Verfolgung besser wie die berüchtigten Kroaten der kaiserlichen Heere.

Bernhard schonte seine Soldaten trotz seines heftigen Ungestüms, konnte ihnen dann aber auch das Unmögliche zumuten. Und sie trauten auf ihren Führer als kühnen und doch besonnenen Feldherrn, der zu schlagen verstand und zu siegen.

Aber nicht nur als Soldat entzückte Bernhard seine Krieger, als Mensch gewann er auch die Menschen. Er schonte soviel möglich auch den Bürger und Bauern, schützte den Ackerbau und Handel, führte ein eigenes Fuhrwesen im Heer ein, um das Zugvieh des Landmanns zu schonen.

Ein so strammer Lutheraner er auch war, so ließ er doch die Katholiken, die Priester und Mönche in ihrer Religion ungekränkt. Nur wenn sie Mißtrauen säten, Verrat übten, oder am Kampfe teilnahmen, so wurde er höchlich aufgebracht. Überhaupt konnte er — wie es bei jedem Soldaten ist — sehr hart werden, wenn Zivilpersonen die Waffen ergriffen, und das mußte er leider gar viel erfahren in Bayern und Schwaben, in Hochburgund und auf dem Schwarzwald.

Aber doch war Bernhard nicht bloß bei dem Volk gefürchtet, sondern auch bewundert und verehrt. Und wie er selber vertriebene und abgesetzte Fürsten unterstützte, so erfuhr er auch begeisterte Teilnahme: die verwitwete Gräfin von Rappoltstein bot ihm, als sie von seiner Not hörte, ihren kostbaren Schmuck an; aber der ritterliche Fürst sandte ihn mit einem Geschenke wieder zurück.

Auch seine Soldaten hielten bei ihm aus, ohne Sold und ohne Brot. Und wenn er fern war, sehnten sie ihn herbei, wie auch er in der Ferne sich zurücksehnte nach seinen Kriegskameraden in das Lager wie in seine Heimat.

 XI.

Wieder zweierlei Rückzug.

1636.

Ein „böses Nest“ wird ausgenommen. Bernhard darf es nicht behalten. „Um die Wette kampieren.“ Ein „Valet.“ Über den Wasgau. „Ein Reiterstücklein.“ Gallas wiederholt seinen Rückzug.

Es war Sommer geworden im Jahre 1636, als Bernhard wieder zu seinen Truppen von Paris zurückkehrte. Es waren kaum 8000 Mann. Und was er ihnen mitgebracht hatte, war nur die Hälfte des Soldes. Er mußte auf die August-Nate vertrösten.

Jetzt sollte Bernhard wieder mit la Valette gegen den Rhein vorrücken, und zwar ins Elsaß. Bei Kaufmanns-Saarbrücken, d. h. Saarburg, warf er eine Schar Kroaten beiseite. Dann ging's nach Pfalzburg: es war die Rückzugslinie von Gallas im vorigen Herbst; der Weg lag noch voll toter Leute und Pferde. Das schwachbesetzte Schloß Pfalzburg, der Schlüssel zu Lothringen, wurde übergeben. In der zweitfolgenden Nacht wollte Bernhard auch den Schlüssel zum Elsaß, „das alte böse

Nest Zabern" überrumpeln. Das gelang mit der „Schanze“ ob der Stadt, Hohenbar. Er schlich sich durch den Wasgauwald, erstieg die Feste ohne Verlust: ein Werk von drei Stunden, wozu man sonst drei Wochen gebraucht hätte. Dann begann die Belagerung der dreigeteilten Stadt Zabern, sobald nur ein paar Karttaunen von der nachfolgenden Artillerie da waren. Und kaum war am oberen Eckor ein bißchen Bresche geschossen, so wagte der ungestüme Feldherr am 9. Juni einen Sturm, „ein wenig auf deutsche Art“, wie sein französischer Kamerad Graf Guiche meinte. Es war ein blutiger Kampf. Guiche wurde stark verwundet, der junge Graf Jakob von Hanau getötet, und als Bernhard sich selbst an die Spitze stellte, riß ihm eine Musketenkugel den Zeigefinger an der linken Hand weg, eine andere streifte ihn am Fuß. Als es dunkel wurde, mußte man sich aus der Stadt zurückziehen. Auch sechs Tage später war Bernhards Leben bedroht: der Held lag auf seinem Feldbett im Zelt, da fiel eine vierpfündige Kugel herein unter sein Lager; aber ohne ihn zu verfehren. Erst nach drei Wochen ging die Belagerung zu Ende, wobei der schwerfällige Gallas, der bei Drusenheim stand, nicht wagte, die Festung zu entsetzen. Die tapfern Verteidiger durften mit Sack und Pack abziehen, die Bürger aber mußten 100 000 fl. für den Brand, 20 000 fl. für die Plünderung und 8000 fl. für den Canon (das Geschütz) zahlen. Seinen Soldaten, die sich ausgezeichnet hatten, teilte Bernhard Belohnungen aus.

Zabern war eine Hauptfestung, daher ihre Eroberung eine große Tat; diese wurde aber in Paris natürlich la Balette zugeschrieben, obwohl der nur dabei gestanden

war; Richelieu schmeichelte ihm als dem „General der Generale“. Bernhard sollte nach dem Vertrag diese elsässische Stadt auch behalten; aber der Kardinal machte Bedenken: die Stadt sei Residenz des Bischofs von Straßburg, darum sollte sie einen katholischen Gouverneur haben, nicht einen „Hugenotten“, sonst würden die Katholiken Lärm schlagen. Bernhard zürnte über diesen Vertragsbruch; aber er fürchtete, wenn er aufbegehre, bekomme er die versprochene Million Sold für sein Heer nicht, und mußte darum gute Miene zum bösen Spiel machen.

Nach der Eroberung von Zabern hätte Bernhard gerne sofort einen Vorstoß über den Rhein gemacht. Aber die Straßburger, welche neutral bleiben wollten, verweigerten ihm den Übergang über ihre Brücke nicht; denn Gallas lag noch immer in der Nähe bei Drusenheim. Dem wurde durch die Weigerung der Straßburger „wieder die gebundene Faust gelöst“. Nun wollte Bernhard mit Gallas „um die Wette kampieren“ und ihn wo möglich aus seinem befestigten Lager herauslocken und schlagen. Aber Gallas blieb drinnen. Es brach von der Nässe und dem unreifen Obst, das die Gallas'schen verzehrten, eine böse Seuche aus. Aber auch bei den Weimarischen fehlte es an Lebensmitteln. Und über den Wasgau her kamen Hiobsposten: die Franzosen waren wieder einmal zurückgedrängt und auf allen Seiten, von den Niederlanden und der Freigravität, drangen die Spanier und Kaiserlichen gegen die französischen Grenzen vor. Da hieß es bei Bernhard wieder: zurückziehen und helfen.

Aber „zum Valet“ wollte Bernhard noch ein Reiterstücklein wagen gegen Gallas, der ein roher Gesell war,

„in stetem Saufe lebte“, während seine Leute darbteten; dabei ein großsprecherischer Brähler, der Bernhard gehöhnt hatte, daß der sich vor dem schlechten Nest Zabern amüsiert hätte, statt stracks auf ihn loszugehen. Bernhard setzte sich an die Spitze seines Leibregiments und nahm seinen geistlichen Kriegskameraden mit, der ahnungslos folgte, als ob es zu einem Spazierritt ginge. Bernhard führte sein Regiment bis dicht vor das feindliche Lager, trieb die Vorposten zurück und wartete, bis die ganze feindliche Reiterei im Felde erschien. Der Kardinal wurde ängstlich und riet Verstärkungen zu holen. Aber Bernhard schüttelte den Kopf: er wollte gerade zeigen, daß sein einziges Regiment es mit den gesamten Kürassieren und Dragonern des Feindes aufnehmen könne. Zwei Stunden scharmützten die Weimarer; über dreißig Feinde fielen; als es dunkel wurde, ritt dann der Herzog mit wenigen Verwundeten heim.

Nun ging es über den Wasgau zurück — sollte ihm Gallas folgen, so gedachte Bernhard ihm „den Marsch schwer zu machen und diese Hauptarmee des Feindes mit Gottes Hilfe zu ruinieren“. Gallas zog wirklich nach, aber südlich über Breisach in respektvoller Entfernung von Bernhard. Der aber baute mit seinen Völkern allen Einfällen in Frankreich vor. Insbesondere erstürmte er am Bartholomäustag die Stadt Remberville. Da erstieg er als der Erste die Mauern. Im Kapuzinerkloster quartierte er sich ein. Da erschienen die Priester und dankten ihm für die bewiesene Schonung ihres Lebens und ihrer Religion. Die Nonnen aber brachten ihm, wie erzählt wird, ein kostbar gesticktes Wehrgehänge und ein silbernes Tafelgeschirr mit Konfekt: er nahm nur

von dem Backwerk etwas an, um sie nicht zu kränken; er wollte sich für die Erfüllung seines Versprechens an Königin Anna nicht belohnen lassen.

Drüben in der Freigravität vereinigten sich alle kaiserlichen Truppen in der Stärke von 40—50 000 Mann und schlugen ein festes Lager bei Champlitte auf. Der französische König verbot, diese Übermacht anzugreifen. Das Verbot kam den kampfesfrohen Weimarer schwer an. Wenigstens wollte er ein Reiterstücklein wagen wie bei Drusenheim. Die Kroaten waren, wie immer, in ein besonderes Lager gestellt. Dies Kroatenlager wollte er überrumpeln. Mit seinem kühnen Generalmajor Taupadel und dem trefflichen Feldmarschall Ranzau, der unter la Valette diente, führte der Herzog das aus. Taupadel umging das Lager, Ranzau fiel es von vorn an, Bernhard an der Spitze einer Schwadron Kürassiere als Vorhut sprengte auf das Hauptlager des Gallas, jagte vierhundert Reiter Piccolominis, die als Vornacht dienten, zurück bis unter die Tore der Stadt, welche endlich die Lärmkanonen löste. Dann brausten Bernhards Kürassiere ans Lager der Kroaten. Diese hatten sich anfangs gewehrt und spannten die Bagagewagen an. Als sie sich aber von allen Seiten umringt und ohne Hilfe sahen, suchten sie ihr Heil in der Flucht zum Hauptlager. Man ließ die Kerle laufen und plünderte ihr Lager, wo „man über die Massen stattliche Beute machte“. Allein an zweitausend Pferde trieben die Sieger heim, darunter die sämtlichen Handpferde des Kroatenobersten Ludwig und die mit sechs Grauschimmeln bespannte Leibkutsche Isolanis.

Und nochmals wiederholte sich das Schicksal des Gallas.

Zuerst wurde er überall verhindert loszubrechen. Dann kam der Mangel und endlich ein Regen, der die Zelte in dem tiefen Gelände fortzuschwemmen drohte. Rückwärts mußte Gallas und Bernhard machte ihm den Marsch schwer. Als Gallas hinauf auf die trockeneren Höhen ziehen wollte, marschierten droben die Weimarer und die Ranzauschen Franzosen nebenher und zwangen die Gallasschen, drunten in der sumpfigen Niederung zu bleiben. Die kaiserischen Truppen murrten über die Strapazen und liefen ihrem groben Führer haufentweise davon, so daß Bernhard mit Gefangenen und Überläufern „überhäuft“ wurde: mehr als 2000 wurden in seine Armada eingereicht. Schließlich wurde die feindliche Nachhut angegriffen und viel Fußvolk gefangen, 41 beladene Munitionswagen, drei Geschütze und anderes Kriegsmaterial erbeutet. Mehr als 5000 Mann verlor Gallas auf diesem Rückzug, und „ist also“, schrieb Bernhard, „diese starke Macht in kurzer Zeit durch Gottes gnädigen Beistand bergestalt ruiniert worden“, daß sie wenig Dienste mehr leisten konnte.

So ging es, wie Bernhard gehofft und geweissagt hatte.

XII.

An den Rhein!

1636|7.

„Zweck und Regel all meiner Unternehmungen.“ Wieder keine Quartiere, Gelder und Hilfstruppen. Zweite Reise nach Paris. Bei Groot. In Hochburgund. Rheinübergang und Schanzwert bei Wittenweier.

In Lothringen und Burgund hatte sich Bernhard mit dem Feind herumschlagen müssen, um Frankreichs Grenzen zu decken. Aber was lag ihm an Burgund, was an Frankreich? Sein Deutschland lag ihm im Sinne, der Rhein war das Ziel seiner Sehnsucht. Das geliebte Vaterland vom habsburgischen Joch zu befreien, der Ketter der evangelischen Freiheit zu werden, das war seine Lebensaufgabe, der Friedenspreis all seines kriegerischen Strebens. Alles andre war nur Mittel zu diesem Zweck, alle französischen Dienste nur Leistung, um dieses Eine zu erreichen. Und so setzte er sich auch für das neue Kriegsjahr den Zug an den Rhein zur Aufgabe: „Meine treue Anhänglichkeit an das gesamte liebe Vaterland deutscher Nation, bei Gott bezeuge ich's, ist jederzeit der Zweck und die Regel all meiner Unternehmungen gewesen, und mein Amt, das ich von den vier oberdeutschen Kreisen erhalten habe, macht mir zur Pflicht, keine von Gott gewiesene gute Gelegenheit zur Wohlfahrt des Vaterlandes aus den Augen zu lassen:

darum bin ich entschlossen, mich mit der Armee ehestens wieder nach Deutschland zu wenden.“

Die gottgewiesene Gelegenheit war aber der große Sieg, den die Schweden am 24. September 1636 durch Baner bei Wittstock an der mecklenburgischen Grenze errungen hatten, so bedeutend wie der Sieg Gustav Adolfs vor fünf Jahren bei Breitenfeld. Und die Schweden näherten sich Bernhard wieder, und er sich ihnen. Das hinterlistige Spiel des französischen Reichskanzlers, der ihn nur ausnutzen wollte, war Bernhard zuwider, die ehrliche Offenheit des schwedischen zog ihn an. Und Orenstierna, von dem Bernhard lange Zeit „keinen Buchstaben“ gesehen hatte, schrieb wieder fleißig an den deutschen Herzog, den einzigen, der es ehrlich meinte und sein redlich Teil beitragen konnte zu einem guten Frieden für das evangelische Deutschland. Was Bernhard stets am Herzen lag, das sprach der schwedische Kanzler auch stets aus in seinen Briefen: „Heraus nach Deutschland!“ Nach der Eroberung von Zabern beglückwünschte er den Herzog und hoffte: „nun möge er seine siegreichen Waffen ferner fortsetzen, die evangelischen Stände wiederum an sich ziehen und also zu des (all-)gemeinen evangelischen Wesens Diensten und Besten beständig kooperieren.“

Aber freilich dazu mußte Bernhard Hilfstruppen und Hilfgelder haben. Jedoch nicht einmal zur Erhaltung seiner wackeren Soldaten war Frankreich bereit. Sie hatten den Franzosen den Feind vom Halse gehalten, aber diese gönnten ihnen keine ordentlichen Winterquartiere. Es war wieder wie im vorigen Jahr: die französischen Truppen, welche nichts geleistet hatten,

durften die Muskete in die Ecke stellen und sich's wohl sein lassen, die deutschen Helden aber sollten sich in ausgezogenen Gegenden ums liebe Brot mit dem Feind herumschlagen. Gelder, auch die versprochenen und längst fälligen, wollten die Franzosen auch nicht schicken, nicht einmal die Auslagen für die Belagerung von Zabern ersetzen. Sein Kammerherr Truchses, den Bernhard nach Paris geschickt, kehrte mit leeren Händen zurück, denn ein Bettelgeld, das ihm Richelieu anbot, nahm er nicht an. Da wollte der Herzog ein ernstes Wort an entscheidender Stelle reden und wieder nach Paris gehen. Dort aber suchte man ihn fernzuhalten; er setzte jedoch seinen Willen durch und reiste wieder mit seinem Hofstaat, dem Generalstab, den Prinzen von Württemberg und Baden und seinem Gefolge nach Paris. Um Bernhard besser zu stimmen, war Befehl gegeben, ihn unterwegs überall recht ehrenvoll zu empfangen. Er aber zeigte in Paris seine Verstimmung offen, indem er den König nicht in Versailles aufsuchte, sondern wartete, bis der Hof zu ihm nach Paris kam.

Die Besuche bei der Herzogin Rohan wird Bernhard nicht eingestellt haben, trotzdem die Familie jetzt in Ungnade gefallen war. Denn Rohan, der tüchtigste Feldherr der Franzosen, war von der Regierung so beiseite geschoben und im Stiche gelassen worden, wie Bernhard: er hatte darum das Bettlin in der Schweiz nicht halten können, bekam dafür Vorwürfe, und hatte sich nun verärgert nach Genf zurückgezogen, wo er einstweilen als Privatmann fern von seiner Familie lebte. Recht eifrig besuchte Bernhard auch den schwedischen Gesandten in Paris, den berühmten holländischen Staatsrechtslehrer

Hugo de Groot (Grotius). Mit dem beklagte er die Kurzsichtigkeit und Unzuverlässigkeit Frankreichs, mit ihm besprach er die Pläne für ein gemeinsames Zusammenwirken mit den Schweden zur Führung der evangelischen Sache. Natürlich entstanden infolge dieser Annäherung an Schweden allerlei Gerüchte von einer Heirat Bernhards mit der jungen Schwedenkönigin Christine, der 12jährigen Tochter Gustav Adolfs. In dieser Zeit starb auch der alte Kaiser Ferdinand II., und so feindselig er sich gegen die deutschen evangelischen Fürsten gezeigt: Bernhard legte doch Trauerkleider an in Paris, wie der ganze Hof.

Von den Franzosen wurden die Verhandlungen über die Forderungen Bernhards über alle Gebühr hinausgezogen, so daß er aufs höchste verstimmt wurde und durch alle Schmeicheleien, schönen Redensarten, Festlichkeiten sich nicht umstimmen ließ. Man dachte den Herzog mürrisch zu machen durch die Verzögerung. Vor allem gute Quartiere wollte man seiner Armee nicht bewilligen: da ließ Bernhard sie selbige nehmen, sogar mit Gewalt. Geld, hieß es, habe man keins: nämlich für das Heer, für Lustbarkeiten war immer genug da; man schämte sich nicht, dem verdienten Feldherrn eine Million abzustreiten und eine andere schuldig zu bleiben. Gegen seine Kriegsführung am Rhein hatte man allerlei einzuwenden: wenn ihm ein Unglück passiere? oder wenn Frankreich selbst in Gefahr käme? Dazu fürchteten sich die französischen Soldaten vor dem Rhein und Deutschland; würden sie nicht auf dem Zuge dahin desertieren? Endlich nach drei Monaten Aufenthalt vom Ende Januar bis Mai bekam Bernhard die Hälfte des schuldigen Geldes

zugefagt und das Zugeständnis, nach dem Rhein ziehen zu dürfen, wenn er vorher Hochburgund eroberne. Um den ersehnten Rheinzug zu ermöglichen, gestand Bernhard das andere zu. Aber noch bis zum Juni mußte er sich in der Geduld üben, bis das französische Hilfskorps ankam: und da waren es statt der versprochenen 10 000 nur 4400 und ihr Führer Hallier kam erst noch später.

Unerseglische Monate waren verloren. Aber mit um so größerem Ungeflüm drang nun Bernhard — ohne Hallier — und mit nur 14 000 Mann statt 20 000 in die Freigraffschaft. Hier stand der Herzog Karl von Lothringen mit dem bayrischen Oberst Mercy wieder bei Champlitte. Nachdem Bernhards Reiterei viermal vergebens über die Saone zu dringen versucht hatte, sprengte der Herzog selber ihnen voran in den Strom; seine Getreuen ihm nach. So erstiegen sie das Ufer, warfen den Feind zurück und verfolgten ihn bis in die Festung Besançon. 1500 Gefangene mit 46 Offizieren, 2000 Pferde und die Bagage war die Beute; sechzehn eroberte Standarten konnte Bernhard nach Paris schicken. Aber damit das Glück des Tages nicht ungetrübt wäre, erhielt der Herzog die Nachricht, daß sein getreuer Tobias von Bonifau in Dijon an einer Krankheit verstorben wäre. Mit der Belagerung der Felsenfeste Besançon aber hielt sich Bernhard nicht auf trotz der Aufforderung von Paris. Vielmehr durchzog er in raschem Marsch die ganze Freigraffschaft und säuberte sie vom Feind, indem er fast täglich einen festen Ort einnahm, und stand Mitte Juli bei Basel, vor dem österreichischen Sundgau. Dahin hatte er schon vier Wochen vorher ein paar Regimente

samt seinem Generalquartiermeister Morshäuser vorausgeschickt, um mit den Eidgenossen zu verhandeln, daß sie ihm den Durchzug durch ihr Gebiet gestatteten nach Rheinfelden, wo allein der Paß über den Fluß noch offen stand. Denn die Schweizer hatten vorher auch den Kaiserlichen das Hin- und Herziehen unbeanstandet gestattet. Aber die Eidgenossenschaft verweigerte, namentlich auf den Einspruch der katholischen Kantone hin, den Durchzug: „Sie möchten dadurch nicht wenig turbieret und ihnen allerlei schwere Angelegenheiten gerichtet werden“. Sie wollten neutral bleiben. Mittlerweile war Bernhard bis Lüders (Lüre) vorgedrungen, dem Schlüssel zum Sundgau; das eroberte er und machte es zu seinem Hauptquartier.

Dahin lud nun Bernhard den ihm bekannten Bernischen Obersten Hans Ludwig von Erlach ein; der sollte seine Landsleute umstimmen. Aber die Baseler benahmen sich kläglich. Noch schlimmer aber der französische Gouverneur von Mompelgard; der wollte Rheinfelden für Frankreich haben und verdarb dadurch Bernhard sein ganzes Vorhaben.

Jetzt änderte der Herzog plötzlich seinen Plan. Er zog in kühnem raschen Zug, ohne daß die Feinde, welche er durch allerlei geschickte Operationen täuschte, etwas merkten, das Elsaß hinab und nahm Benfeld. Hier hatte er schon alles rüsten lassen zum Rheinübergang: vierzig geliehene Rähne wurden auf Wagen geladen und am folgenden Morgen, 27. Juli, in aller Frühe ging es nach dem wüsten Dorfe Rheinau gegenüber von Wittenweier. Dort kamen gerade von Straßburg (vielleicht auf Verabredung) drei Schiffe an, die wurden so-

fort mit 600 Mann besetzt und drüben gelandet, wo zwei alte Schanzen rasch zur Verteidigung hergerichtet wurden. Unter ihrem Schutze wurde der Übergang bewerkstelligt, der in der mond hellen Nacht fortgesetzt wurde. Es lagen dort im Rhein fünf baumbewachsene Inseln zwischen dem Hauptstrom an dem linken Ufer und vier Nebenarmen des Flusses. Eine große und fünf kleine Brücken wurden über die Wasser geschlagen und sofort Bollwerke und starke Brückenköpfe hüben und drüben errichtet: Ein ganzes Netz von Befestigungen, so meisterhaft angelegt, daß es dem Meister in der Belagerungskunst, dem Prinzen Heinrich von Oranien, in dessen Schule einst Bernhard gegangen, alle Ehre machte. Es schien, als wolle sich der Herzog nunmehr auf dem rechten Rheinufer, dem jahrelangen Ziel seiner Sehnsucht, unvertreibbar festsetzen.

Schon beim Übergang war Jan de Werth, der überall da war, wo Gefahr drohte, mit ein paar Regimentern Kavallerie und Dragonern unvermutet aus dem Kaiserwald hervorgebrochen, aber von Bernhard nach Offenburg zurückgedrängt worden. Jetzt, am 2. August, erschien Werth mit Verstärkungen. Er hatte sie mit einem Trunk und dem Versprechen eines „Schlachtenolds“ (einer vollen Monatslöhnung) angefeuert und sie griffen mit einer „nicht bald erhörten Furie“ an. Sie durchwateten den breiten Graben ums Lager und den Brückenkopf, so daß die Verteidiger mit Piken und Gewehrkolben an sie kamen, und fochten über zwei Stunden „mit fast unerhörtem Ernst, ohne das geringste Nachlassen“. Aber die weimarischen Feldstücke und Musketen richteten solche Verheerungen in der Reiterei an und pußten so viele

Offiziere weg, daß Werth um sechs Uhr den Sturm aufgab und abzog. Bernhard seinerseits machte nun mehrere feste Rekognoszierungsritte gegen Werth, wobei er öfters in Lebensgefahr geriet. Zweimal sprang er mit seiner vollen Eisenrüstung ins Wasser und schwamm nach seinem Lager. Werth lechzte vergebens danach, „mit diesem des Heiligen Römischen Reiches Erzfeind die größte Ehre einzulegen und ihn in Person zu erwischen“.

Drei Wochen nach der Wittenweierer Schlacht, am 25. August, kam es bei Ettenheim nochmals zu einem Kampf, worin wieder die Weimarer Sieger blieben und die Feinde bis Rippenheim zurückschlugen.

So konnte Bernhard hoffen, weiter vorzurücken, den Schweden über Hessen die Hand zu reichen und seinem „geliebten Vaterland den edeln Frieden erwerben zu helfen“.

XIII.

Wieder zurück vom Rhein!

1637.

„Trachheit van de francoisen.“ „Sich gedulden!“ Keine Armee und kein Sou. Bernhard zieht wütend ab.

„De trachheit van de francoisen in de Saecken von Duitschlant doet uber al vel quaeds“, schrieb Groot aus Paris an Bernhard. Und so war es: die Trägheit der Franzosen in den Sachen Deutschlands tat überall viel Übels. Auch in diesem Jahre.

Thoma, Bernhard von Weimar.

7

10 000 Mann Hilfstruppen hatte Richelieu versprochen, nicht die Hälfte waren gekommen. Und diese liefen bei jeder Gelegenheit davon: auf dem Marsche blieben sie zurück, aus dem Lager schlichen sie sich fort, sogar aus den Städten, die sie bewachen sollten, stiegen sie nachts über die Mauern. Schließlich waren von den 4400 nur noch 400 im Elsaß. Und diese machten ihm das Leben sauer genug.

Mit seinen zusammengeschmolzenen Truppen, die zum Teil in die zahlreichen festen Plätze verzettelt werden mußten, konnte Bernhard nichts gegen den Feind unternehmen, der sich ungemein verstärkte und aus allen Schwarzwaldtälern auf ihn herabzustürzen drohte. Am allerwenigsten konnte er dem Landgrafen von Hessen und durch diesen den Schweden die Hand reichen. Ja auch das Kontributionsgebiet für das besetzte Rheinlager konnte man nicht ausdehnen. Und das wäre doch so nötig gewesen. Denn die Gegend um Wittenweier war bald ausgefogen. Die französischen Offiziere hatten aber die elsässischen Städte gegen sich aufgebracht, so daß diese dem Heere keine Unterstützung mehr leisten wollten. Frankreich hatte seit der Abreise Bernhards von Paris keinen Deut bezahlt. Anfangs zehrten die Truppen noch von der Beute aus den eroberten burgundischen Städten. Aber bald fehlte Mannschaften und Pferde die nötige Nahrung. Dazu die Sommerhitze in den feuchten Rheinmorästen, in denen die Truppen durch Ausbleiben der französischen Hilfe zum Müßiggang verurteilt waren. Krankheiten brachen aus unter Menschen und Tieren. Haufenweise starben sie dahin. Die Reiter mußten den Dienst zu Fuß tun und die Artillerie

war ohne Bespannung. Und kein Geld da, andere anzuschaffen.

Bernhard war aufs äußerste erbittert über die französische Treulosigkeit. Boten über Boten sandte er nach Paris: schöne Worte erhielten sie vom König, Kanzler und Vater Joseph; aber wenn sie etwas Bestimmtes forderten, hieß es: „der Herzog möge sich gedulden“. Gedulden! Die Geduld eines Engels hätte da erschöpft werden können; wie viel mehr eines so ungestümen Kriegsmannes wie Bernhard! Nun schlossen die Feinde von allen Seiten einen Kreis, um ihn abzuschneiden von seiner Verbindung mit den Bundesgenossen. Bernhard war seit dem Rheinübergang leidend, ruhebedürftig und er, der Angriffslustige, mußte sich in die Defensivlage begeben. Er zog seine Hauptstreitkräfte auf das linke Rheinufer zurück. Sofort war aber auch „der schwarze Hans“ da und griff die Rheinschanzen an; schon hatte er die eine Brücke am rechten Ufer gewonnen und ging aufs Hauptwerk los. Da erschien Bernhard und warf ihn zurück. Der schwarze Hans selbst erhielt eine Kugel in den Hals, die lange stecken blieb.

Mittlerweile bemühten sich Groot und ein anderer schwedischer Gesandter bei dem französischen König, allerdings mußten sie 14 Tage warten, da Seine Majestät bei seiner Jagd und Fischerei durch politische Geschäfte nicht gestört sein durfte. Der König machte dann freilich glänzende Versprechungen: 8000 Mann und Gelder. Die sollte der französische Hauptquartiermeister Bischof Marillac von Mende ausführen. Aber als Bernhard nach Zabern kam, die erwartete Hilfe in Empfang zu nehmen, da waren es ganze 950 Mann! Und kein Sou

Geld! Bernhard war wütend über das ganze Verhalten des französischen Hofes, der ihn mit leeren Versprechungen hindhielt, in eigennütziger Weise um all seine Erfolge und Pläne betrog. Er sagte dem Franzosen rund heraus: „Ich muß meine Truppen untergehen lassen; denn ich habe keine Mittel mehr zu ihrem Unterhalt.“ An Richelieu selber schrieb er: „Die guten Absichten Sr. Majestät und Ew. Eminenz sind nicht erfüllt worden. Das hat mich außerstand gesetzt zu handeln und meinen Aufenthalt am Rhein, der ohnehin mit ungeheuern Kosten verknüpft war, unmöglich gemacht. Mein Kredit bei den Truppen ist erschüttert und ich bin in einen Zustand versetzt, in welchem ich mich, solange ich ein Heer kommandiere, noch nie befunden habe.“ Und dem Könige selbst mußte sein Gesandter Oberst von Bek zu Sr. Majestät Entsetzen mit militärischer Derbheit erklären, daß sein Herr der Herzog nicht gewillt sei, sich länger hinhalten zu lassen, Frankreich das Schwert vor die Füße werfen und seinen Frieden mit dem Kaiser machen möchte.

Und ohne eine Antwort abzuwarten, zog Bernhard aus dem Elsaß hinaus und überließ die mächtige Rheinschanze den Franzosen, die sie denn auch sofort auf liederliche Weise an Werth verloren.

XIV.

Die zwei Schlachten bei Rheinfelden.

1638.

Bernhard wird Bischof von Basel. Rohan in Delsberg. Mit dem Hohentwiler in Bern. Die Walbstädte. Verlorene und gewonnene Schlacht. „Der Befreier Deutschlands.“

In die Schweiz war Bernhard gezogen, nämlich ins obere Tal der Birs hinauf nach Delsberg: bischöflich-baselsches Gebiet, von wo aus auch die benachbarte Freigravität in Kontribution gesetzt wurde. Die Schweiz war neutral, aber die Gegner hatten diese Neutralität schon gar oft gebrochen und das Bistum Basel „war ein bekanntes vornehmes Glied der widerwärtigen katholischen Liga“. Natürlich protestierten „die sieben katholischen Orte“, obgleich diese ihrerseits genugsam die Gegenpartei unterstützt hatten; aber auch die evangelischen Kantone baten den Herzog dringlich um Abzug. Bei diesem Widerwillen der Schweizer ging es den armen Soldaten schlecht: sie „hatten fast nichts als dürre Huzeln und weiße Rüben zur Nahrung“, bis zu Weihnachten aus dem französischen Magazin zu Mömpelgard 100 Wagen mit Lebensmitteln ankamen. Im übrigen schaltete der Herzog im Bistum als Fürst, ließ z. B. die Bergwerke betreiben und Steuern einziehen. Nach Delsberg kam von Genf auch der Herzog von Rohan, der, seines Lebens nicht sicher, vor den Nachstellungen Richelieus Schutz bei seinem fürstlichen Freunde suchte und fand.

Bernhard wollte aber nicht hier oben müßig einwintern und einfrieren. Er schaute wieder hinüber nach dem Rhein, diesmal nach den vier österreichischen Waldstädten, besonders nach dem Hauptpaß Rheinfelden. Den dachte er jetzt im Winter, wo niemand von den Feinden an so etwas dachte, zu überrumpeln. Dazu aber mußte er des Hohentwiels versichert sein, der württembergischen Felsenfeste, mit ihrem tapfern Kommandanten Wiederholt, welcher von diesem Adlerhorst aus den Bodensee und das obere Donau- und Neckartal beherrschte. Gerade in dieser Zeit war der in Straßburg verbannte Herzog von Württemberg, um nur wieder heimkehren zu können, bereit, sein halbes Herzogtum und seine stärkste Feste, den Hohentwiel, an den Kaiser auszuliefern. Das wollte aber Wiederholt, der weiter schaute als sein Fürst, nicht und da traf es sich nun für beide Kriegsmänner, Bernhard und Wiederholt, geschickt, daß sie sich verbünden konnten, um jeder seinen Zweck zu erreichen. In heimlichem Ritt kamen der Hohentwieler und der Weimarer in Bern zusammen und Wiederholt schloß sich ihm an in einem Vertrag. Auch auf seine Feinde paßte Bernhard scharf auf. Er hörte, daß es ihnen schlecht ginge in ihren Winterquartieren und sie namentlich viele Pferde verloren; ferner, daß der bayrische General Jan de Werth und der kaiserliche Duca di Savelli sich schlecht miteinander vertrugen, und daß der Dreifacher Kommandant Reinach verärgert war, weil der Italiener und nicht er das Oberkommando in Süddeutschland führte. Savelli war nun zum Herzog von Lothringen auf Besuch in Hochburgund und hatte seinem Nebenbuhler Reinach die Bewachung am Rhein überlassen. Der aber

kümmerte sich nichts darum. Darauf traf der Herzog mit Hilfe seiner Agenten in Schaffhausen, Basel und Erlach seine Vorbereitungen, ließ aber überall verbreiten, er breche in Burgund ein.

Am 17. Januar 1638 sammelte nun Bernhard sein Heer zu einem Gottesdienst. Dann brach er mit 1000 Reitern und 1000 Mann zu Fuß auf als Vortrab, welchem die übrigen 6000 folgen sollten. Bei strenger Kälte ging es an Basel vorbei und an Rheinfelden vorüber, den Rhein hinauf nach Stein im Fricktal, wo sie Vieh und andere Lebensmittel, auch Kaufmannsgüter im vollauf requirierten und „gute Küche mit Sieden und Braten machten“. Dann setzte man bei Säckingen über den Rhein: auf ein paar kleinen Rachen, die sie auf einem Wagen mitführten, je acht Mann. Drüben fand man zwei Fähren, welche von den Säckingern leicht gemacht waren, aber rasch geslickt wurden. Mit denen setzten immer mehr Truppen über. Das Städtlein wurde jetzt durch einen Trommelschläger zur Übergabe aufgefördert und öffnete sofort die Tore: denn es hatte keine Besatzung. Vorwärts ging es jetzt auf beiden Ufern rheinaufwärts nach Laufenburg mit seiner „schönen bedeckten Brücke“. Dort lagen 60 Mann, die waren aber so erschreckt, daß der Kommandant aus Angst vor einem Sturm von der Stadtmauer herab eiligst um Gnade schrie. Eine kleine Schar zog weiter und nahm die dritte Waldstadt: Waldshut. Damit hatte Bernhard dem Hohentwiel die Hand gereicht.

Die Hauptmasse des Heeres, welche indes mit Geschütz und Gepäck angekommen war, zog auf beiden Seiten den Rhein hinab auf den vornehmsten Rheinpaß: Rhein-

felden zu. Eine kleine Stunde oberhalb davon liegt auf dem rechten Rheinufer das Deutsch-Ordens-Klosterschloß Beuggen. Da nahm Bernhard sein Hauptquartier. Denn Rheinfelden drüben am andern Ufer war nicht nur befestigt mit Wall und Gräben und hoher starker Mauer, sondern auch „mit einem guten Kommandanten und einer herzhaften, ja gleichsam desperaten Bürger- und Bauerschaft versehen“. Einer solchen Feste konnte man nur „mit Zeremonien“ auf den Leib rücken, was etwas schwierig war, da man in den drei Waldstädten nur vier Maurer aufreiben konnte. Laufgräben, Schanzen und drei Minen wurden gegraben, ein Bollwerk und ein Turm in die Luft gesprengt; die Stadt konnte zwar bald nicht mehr mit Geschützen antworten, denn es fehlte an Pulver und Kugeln. Aber sie wehrte sich mit Steinerwerfen, „gleichwie das böse Weib, so nicht mehr schelten kann, mit den Händen seinen Zorn bezeugt“. Drei Wochen hatte die Belagerung gedauert, wieder war eine Breche geschossen, die Weimarer standen schon unter der Mauer zum Sturm. Da kam der Feind.

Der Feldzeugmeister Herzog von Savelli war unterdes rasch herbeigerufen, hatte in Billingen ein großes Heer gesammelt und brach Sonntag, den 18. Februar, früh plötzlich aus dem Schwarzwald hervor bei Beuggen. Obwohl Bernhard viel schwächer war und einen Teil seines Heeres auf der linken Rheinseite stehen hatte, so griff er doch den Feind mutig an. Taupadel auf dem rechten Flügel am Gebirge hin bei Rarsau warf den „schwarzen Hans“ zurück; aber Bernhards Truppen beim Kloster hielten der Übermacht nicht stand, sie zogen sich zurück, und weil der siegreiche rechte Flügel Taupadels

sich zu weit vorgewagt und mit Plündern und Gefangennehmen aufgehalten hatte, blieben die acht Geschütze im Zentrum ohne Flankendeckung, die feindlichen Kürassiere in der Reserve brachen vor und nahmen sie weg, fingen dann aber auch die Bagage an zu plündern. Dadurch konnte Bernhard noch einmal vorrücken, vier Geschütze zurückerobern und viele Gefangene befreien. Aber die Schlacht war verloren: der Feind hatte Bernhard aus seiner Stellung verdrängt und damit Rheinfelden entsetzt. Zwar hatte er große Verluste, sogar an Fahnen, aber noch schwerere hatte Bernhard: sein Reitergeneral Rheingraf Joh. Philipp war gefallen (als ihm Quartier [Bardon] angeboten wurde, rief der Tapfere: „Was Quartier? Quartier ist droben im Himmel!“ und ließ sich erschießen statt sich gefangen zu geben); Herzog Rohan war tödlich verwundet, der General-Quartiermeister Oberst Schavelitzky und zwei Oberstleutnants, ferner Oberst Erlach, der, am Tag vorher angekommen, als Freiwilliger mitgekämpft hatte, gefangen.

Nach Laufenburg aufwärts ging der Rückzug. Unterwegs ließ Bernhard das „Rote Haus“, ein festes Schloß unterhalb Laufenburg mit starker Besatzung, stürmen und besetzen. In Laufenburg selbst zog er seine linksrheinischen Truppen über die Brücke und rückte dann Dienstag, den 20. Februar, in aller Stille wieder rheinabwärts, um dem Feind nochmals unter die Augen zu treten. Trotz der Kälte wurde in dem Bivak in der Nacht kein Feuer angezündet. So wurde der Feind völlig überrascht. Der alte Duca hatte sich schon groß gemacht und seinen Sieg in alle Welt ausschreien lassen; an Kaiser und Papst, nach Wien und Rom. Der Weimarer,

meinte er, fliehe weiter, auch ohne Verfolgung; also hatte Savelli seine Truppen sich zerstreuen lassen und feierte in Rheinfelden seinen Triumph. Da sprengten plötzlich Kroaten ins Tor und meldeten: die Weimarer sind da! Um nicht in die Stadt eingeschlossen zu werden, mußten nun die Kaiserlichen und Bayern heraus und stellten sich in Schlachtordnung. Nicht mehr östlich von der Festung bei Beuggen, sondern westlich davon war diesmal die Walstatt. Aber wiederum stand am Waldbahng Taupadel dem schwarzen Hans, am Rhein unten der Herzog dem Duca gegenüber. In einem tiefen Graben waren feindliche Musketiere aufgestellt. Der weimarische Oberstleutnant Keller vertrieb noch vor der Schlacht die Scharfschützen aus den Büschen am Rhein und holte die neulich eroberten vier Kanonen wieder zurück, so daß die Feinde jetzt ohne Geschütz waren. Dann ging „der Tanz“ los. „Emanuel! Gott mit uns!“ ertönte das Feldgeschrei der Weimarer; „Jesus, Ferdinandus!“ antworteten die Katholischen. Mit drei Salven aus drei Geschützen eröffnete Bernhard die Schlacht; jedesmal wurden die Geschütze weiter vorgeschoben, so daß sie schließlich in Pistolenschußweite vor der feindlichen Front standen. Das war ein neues Manöver Bernhards, das die Feinde verblüffte. Jetzt befahl der Herzog den ernstlichen Angriff: „in Gottes Namen!“ Der Oberst Forbus rief seinen Musketieren zu, sie sollten nicht schießen, bis sie den Gegnern das Gewehr auf den Leib setzen könnten. Zwar erhielten die Anstürmenden einen scharfen Empfang, aber sie drängten vor durch den Graben. Da wankten die Musketiere, warfen die schweren Gewehre fort und wichen. Als das die kaiserlichen Kürassiere sahen, rissen

sie ihre Panzer vom Leib, warfen die Pferde herum und sprengten, ohne eine Pistole abzufeuern, die Straße nach Basel zu; auf der Flucht rissen sie die Fahnentücher von den Stangen oder warfen die Standarten in den Rhein. Savelli mit den Seinen war verloren, er und seine Generale Enckesfort und Sperreuter mußten sich ergeben. Droben im Walde wehrte sich Jan de Werth tapfer mit seinen Reitern und einem Regiment Fußvolk. Aber Taupadel brachte ihn zum Weichen, sandte eine Schwadron Reiter in seinen Rücken, umzingelte ihn und nahm ihn so mit den ganzen zwei Regimentern gefangen. In einer Stunde war die ganze Schlacht entschieden.

500—600 Tote hatte der Feind verloren, 3000 Gefangene, die alle zu Bernhard übertraten, ferner fast alle Offiziere; 38 Standarten, 18 Fahnen, zwei Heerpauken wurden erbeutet. Taupadel verfolgte die Fliehenden bis nach Hünningen, besetzte die Schanze, „wodurch denen von Breisach alle Zufuhr auf dem Rhein aus der Schweiz gänzlich benommen wurde.“

Es war eine überaus klägliche Niederlage und ein überaus glänzender Sieg: die feindliche Armee gänzlich ruiniert; die Weimarer hatten nur geringe Verluste. „Einem Gedichte sieht es ähnlicher, als der Wahrheit“, hieß es. Bernhard selber war aufs höchste verwundert, alte Regimente so rasch in Unordnung gebracht zu sehen. „Ich kann“, sagte er, „nicht ohne Erstaunen daran denken. Es war eine Fügung des Himmels. Gott sei dafür gepriesen!“ Auf der Walfstatt noch empfing er die gefangenen Generale mit höflicher Rücksicht. Dann stieg er vom Pferde, kniete nieder und betete und das ganze Heer, die Reiter neben den Pferden stehend,

stimmte das protestantische Kriegs- und Siegeslied an: „Ein feste Burg ist unser Gott“.

Als der Herzog nach Weuggen zurückkehrte, stand er am Fenster und sah im Hofe einen Soldaten mit dem Tode ringen; er kam herab, tröstete den Sterbenden mit Bibelsprüchen und betete mit ihm, bis der Arme den Geist aufgab.

Ein „solemnnes Lob- und Danckfest“ wurde zwei Tage nach der Schlacht in Laufenburg unter Kanonen Donner und Glockenläuten gehalten. Mittags war Festmahlzeit, wozu auch die gefangenen Generale geladen waren. Da gerieten sie in Streit wegen der verlorenen Schlacht. Jeder gab dem andern die Schuld, ganz besonders aber schimpften sie über den Kommandanten von Breisach, der dort „fröhliche Festmahle gehalten, mit Respekt zu vermelden gegessen, gesoffen, Tanz angestellt“ und darüber die Wacht am Rhein versäumt hatte.

Sperreuter wurde auf die Feste Hohentwiel gebracht. Der welsche Duca brach sein Ehrenwort, nicht aus Laufenburg zu entweichen: er entfloß in dem Gewand eines Priesters, dem es das Leben kostete, wie auch einem Bürger und einer Wäscherin, die ihm zur Flucht verholfen. Den Jan de Werth bat sich der König von Frankreich aus.

Eine Frucht des Sieges war auch die Übergabe der Stadt Rheinfelden, um die „der Tanz meistens begonnen“. Damit kam auch der Vorrat an Korn und Wein, die Gefangenen von der ersten Rheinfelder Schlacht (unter andern Erlach) und vierzehn verlorene Standarten in die Hände der Sieger. Die vier Waldstädte, dazu die Hünninger Schanze und damit das ganze österreichische

Gebiet am Oberrhein hatte der Herzog erobert zu einer Zeit, da die sonstigen Heerführer sich erst allmählich aus ihren Winterquartieren hervortaten. Alle Welt in der Nähe und Ferne bewunderte oder beglückwünschte den Weimarer Helden ob seiner „herrlichen und verwunderungswürdigen Viktori“. Hugo de Groot in Paris aber pries ihn als den zweiten Armin, den „Befreier Deutschlands“ und sandte seinen Sohn zu Bernhard in die Kriegsschule.

XV.

Im Rheintal und auf dem Schwarzwald.

Pariser Triumph. Freiburg erobert. „Durch unerhörte
Gegend.“ Zu spät nach Breisach.

Bernhard hatte seinen Oberst Truchseß mit der „Zeitung“ von dem Sieg und zehn erbeuteten Fahnen nach Paris gesandt. Verdient hatte Frankreich diese „Courtoisie“ wahrlich nicht. Denn getan hatten die Franzosen für ihn nichts; weder Truppen gesandt noch Geld, nicht einmal das, was sie ihm versprochen, geschweige das, was Bernhard von ihnen gefordert hatte. Sie waren schuld an dem Unglück bei Rheinfelden; an dem Sieg hatten sie kein Verdienst.

Aber großer Jubel herrschte in der französischen Hauptstadt auf die Kunde von dem herrlichen Sieg. Wie die Kinder freuten sie sich dort über die Fahnen und noch mehr

über die Meldung, daß der gefürchtete „Jean de Werth“ gefangen sei und nach Frankreich komme. Truchses wurde mit Ehren überschüttet vom König und der Königin, vom Kardinal-Kanzler und Vater Joseph, von den Damen und Herren des Hofes, und schmeichelhafte Briefe voll Lobeserhebungen kamen an den deutschen Helben. Im Dom von Notre-dame wurde ein feierliches TeDeum gehalten vom Erzbischof und der Klerisei, und das ganze Parlament und die Zünfte waren zugegen. Und erst als eine Woche später Ludwig von Wietersheim ankam mit den Haupttrophäen! In festlichem Zuge wurden die Fahnen vom Louvre nach Notre-dame gebracht, geleitet von dreihundert Stadthatschieren mit Hellebarden und blauen Wappenröcken, zwei Kompanien Schweizergarden, einer Kompanie Leibgarde; dann die Fahnen, getragen von königlichen Trabanten, die deutschen Offiziere hinter dem Zeremonienmeister. Ein tausendstimmiger Gesang, Trompeten und Pauken empfing den Zug und dreimal wurde jede Fahne vor dem Altar geschwenkt.

Der Herzog hatte seine Absicht mit dieser Sendung: eine reelle Leistung wollte er haben für diese ideelle Hulldigung. Seine Gesandten sollten das heiße Eisen der Begeisterung in Paris schmieden, solange es warm war, „denn die feurigen Herzen an selben Orten erlöschten oft bald“, hatte ihm sein kluger Rat Nehlinger geschrieben. Der Kardinal und der König versprachen dem Herzog auch, „in allem zu assistieren“. Ludwig XIII. versicherte, es seien schon 6000 Mann Fußvolk unter Guebriant unterwegs, es kämen vielleicht 4000 davon an den Rhein! Ja Richelieu erklärte, wenn der Herzog nur zwei Monate warten könne, so wolle er ein Heer

von 15 000 Mann schicken. Von den fälligen 600 000 Pfund konnte man aber nur 400 000 bar erhalten, das übrige in Wechselln auf lange Sicht.

So lange lag aber Bernhard nicht stille: er sandte seine Reiterei auf den Schwarzwald, wohin sich die Trümmer der Savellischen Armee gerettet hatten; dort sollte sein Generalmajor Taupadel die Sammlung einer feindlichen Armee verhindern. Den Oberst Forbus ließ er mit einem Regiment Infanterie in den vier Waldstädten. Bernhard selbst brach mit den übrigen fünf Regimentern zu Fuß, einem zu Pferde und Geschütz am 16. März von Beuggen auf, das Rheintal hinab an Basel vorbei auf Breisach zu. Unterwegs wurde im unteren Wiesental das Schloß Mötteln erstürmt; die feste Stadt Neuenburg am Rhein, halbwegs zwischen Basel und Breisach, ergab sich gutwillig. Von hier konnte man eine geschützte Schiffbrücke über den Rhein schlagen. Dann ging es vor Freiburg. Darin lag der kaiserliche Oberst Escher mit 200 Mann; aber auch etliche Hundert Studenten und Schwarzwälder Bauern führten die Waffen. Daher wollte Escher sich wehren. Also kam es zu „Zeremonien“. Bernhard besetzte alle drei Vorstädte mit ihren Klöstern, er selbst hatte sein Hauptquartier in Adelhausen. Laufgräben wurden ausgehoben und ein Ausfall, der das hindern wollte, zurückgeschlagen, wobei ein Kapuziner gefangen wurde, der früher Oberstleutnant gewesen war; er hatte das Gewehr weggeworfen, eine Laterne ergriffen und sich gestellt, als sei er zufällig dazu gekommen — er wurde freigelassen. Darauf nahm Bernhard Burgthalben, das Schloß auf dem Berg, ein, ließ in der Johannesvorstadt Batterien aufwerfen und schöß mit

seinen Zwölfpfündern heftig in die Stadt. Ein großer Eckturm fiel und ein Stück Mauer: aber ein erster Sturm mißlang. Bernhard ward ungeduldig: der Herzog von Lothringen konnte vom Rhein herüber kommen. Er fuhr den Kommandanten schroff an, und der war nun müde. Er bekam aber eine gute Kapitulation: die Besatzung durfte mit Sack und Pack, mit brennenden Lunten und klingendem Spiel abziehen. Die Stadt sollte ungeplündert bleiben und die Katholiken in ihrer Religion ungekränkt. Aber es waren zahlreiche protestantische Beamte da, welche früher auf der Seite des Evangelischen Bundes gestanden hatten. Die waren nun froh, weimarisch zu werden.

So hatte nun Bernhard auch den Schlüssel zum Dreisamtal und den Zugang zum Schwarzwald. Droben drang Taupadel in Württemberg ein und besetzte Kottenburg, Tübingen, Stuttgart, wo man die Glaubensverwandten mit lautem Jubel empfing. Ja bis hinüber nach Durlach streiften seine Reiter und die Feinde waren in „Furcht und Konfusion“. Der Bayerfürst wußte nicht, wo aus und ein. Denn man konnte nicht wissen, wo hinaus der Weimarer „seinen Kopf strecken“ würde. Man erwartete ihn schon in Augsburg und München. Wenn jetzt die Franzosen dagewesen wären! Dreifach hätte eingeschlossen und leicht ausgehungert werden können. Württemberg konnte dauernd besetzt und Bayern bedroht werden.

Aber die Franzosen kamen nicht. Taupadel schrieb: Bernhard möge ihm zu Hilfe kommen, bei Nördlingen sammle Gök, der Stellvertreter des gefangenen Jan de Werth, ein großes Heer; von Mömpelgard her kam in Eilmärschen der Herzog von Lothringen mit fünf Regi-

mentern zu Fuß und drei Regimentern Kroaten, um Breisach zu entsetzen.

Endlich, endlich kamen die Franzosen, aber — ganze 3000 Mann stark! Der Lothringer war wieder zurückgewichen. Da wagte es Bernhard jetzt, indem er Breisach von einer leichten Truppenzahl umkreisen und zu Neuenburg eine Schiffbrücke schlagen und den Rhein durch eine Kette sperren ließ, damit keine Zufuhr von Basel nach Breisach käme, hinauf auf den Schwarzwald zu ziehen, mit Laupadel einen „guten Streich“ gegen Götz zu tun. Den Rhein hinauf nach dem Hohentwiel und dann nach Tuttlingen zog er und reichte dort seinem Generalmajor die Hand. 16 000 Mann stark kam Götz gegen Donaueschingen; heran. Aber als er die Nähe Bernhards spürte, wich er aus und zog sich in weitem Umweg über das Kinzigtal hinab nach Offenburg. Bernhard hatte auf eine Schlacht gebrannt. Jetzt mußte er an den Rhein zurück, um Götz dort unter die Augen zu treten. „Durch unerhörte Gegend“ ging es, über den Hohen Schwarzwald: St. Blasien, Totmoos, Schönau ins Wiesental. Kümmerlich kamen sie fort: denn die Wälder waren von den Bauern verhauen, die Wege zerstört, die Stege abgeworfen und überall lauerten die Wäldler im Hinterhalt, um zurückgebliebene Soldaten niederzuschlagen. Endlich kam man am 17. Mai nach Rötteln, wo die Truppen von den Strapazen ausschlaufen mußten.

Dann ging's nach Breisach hinunter. Aber Bernhard kam zu spät. Götz war vor ihm dagewesen und hatte 200 Musketiere und 500 Säcke Mehl in die Festung geworfen. Doch eilig hatte er sich zurückgezogen und in

die Schwarzwaldtäler versteckt, denn er getraute sich nicht, sich mit Bernhard zu messen. Traurig ritt Bernhard nach Neuenburg zurück.

Auch die Blockade Breisachs mußte der Herzog aufheben angesichts des starken Feindes. Aber zur offenen Feldschlacht sich ihm zu stellen, war er bereit. Der unerschrockene Taupadel sollte den Feind aus den vielen Schwarzwaldpässen zwischen Kenzingen und Breisach ins platte Feld ziehen. Götz prahlte zwar, er werde den Weimarer zwingen, seines Wegs nach Frankreich zu ziehen; aber er hütete sich, mit ihm zusammenzutreffen. Nochmals warf er Korn in die Festung, denn unvorsichtige Soldaten hatten dort 80 Tonnen Pulver, 400 Viertel Getreide und 40 Häuser und viele Menschen in die Luft gesprengt. Dann eilte er wieder rheinabwärts, so daß seine Völker über den umgekehrten Hans de Werth spotteten und Götz durch öffentlichen Trommelschlag „bei Strafe Leib und Lebens verbot, weder in Gutem noch in Bösem Jean de Werths zu gedenken“.

Bernhard schrieb damals nach Paris: „Ich war willens, dem Feinde eine Schlacht anzubieten, bevor er seine Absicht ausgeführt hätte. Aber als ich erfuhr, daß er sehr stark sei, nämlich 8000 zu Pferd und noch mehr zu Fuß, glaubte ich die Ehre unserer Waffen nicht ohne Grund aufs Spiel setzen zu sollen, in der Hoffnung, daß die längst erbetene, längst erwartete Hilfsarmee mir die Mittel gewähren würde, den Feind zu schlagen. Hätte ich sie erhalten, als ich sie verlangte, so wäre Breisach sicher in einem Monat unser gewesen, wie sich aus den aufgefangenen Briefen ergibt. Aber jetzt ist für mehr als sechs Wochen Getreide hineingebracht.

Gleichwohl will ich auch jetzt noch, wenn ich Suffurs erhalte, sehen, daß uns die Festung nicht entgeht. Aber ob ich sie mit Gewalt angreife, kann ich nicht eher sagen, als bis ich die Entschließungen des Hofes deutlicher erkenne."

XVI.

Die Versuchung.

1638.

Der Schweizer Diplomat und die katholischen Minister in Paris.
Ein Abgesandter aus der Heimat. „Gleichsam erstarrt.“
Friedensangebot und Bebrückung.

Um die Entschließungen des französischen Hofes klar und deutlich kennen zu lernen und sie zu seinen Gunsten zu beeinflussen, hatte Bernhard den Erlach nach Paris geschickt, den er als Generalmajor in seine Dienste genommen hatte. Denn diesem Schweizer, der von früher Jugend in allerlei Kriegen und dann im Rat zu Bern sich hervorgetan, traute er viel zu, wie auch Erlach Bernhards „fürtreffliche Tugend“ hochhielt, „der unter allen Fürsten so ich kenne, leuchtet wie der Mond unter den Sternen, also daß ich nit zweifle, Gott werde etwas Großes durch ihn ausrichten“.

Aber auch der schlaue, energische Schweizer erreichte in Paris nicht viel. Man wollte ihn bestechen; aber er wies das mit Entrüstung zurück. Man machte Winkel-

züge, Floskeln, schöne Worte „und was des Dings mehr ist“. Aber Erlach sah aus allem: die Franzosen wollten den Herzog nur für ihre Zwecke und Interessen brauchen oder auch mißbrauchen, keineswegs aber seine Sache und die Interessen des Evangelischen Bundes fördern und ihm nicht Elsaß überlassen und Breisach nicht gönnen, ohne welches das Elsaß nicht zu halten war. Er sah, daß dem päpstlich gesinnten Minister Movers der „jesuitische Teufel im Herzen“ saß; und Movers Widerfacher, der Kapuzinerpater Joseph, sonst derjenige, welcher es mit Bernhard noch am besten meinte, war zurückhaltend geworden, denn er hoffte damals gerade auf den römischen Kardinalshut, und da durfte man den Papst nicht vor den Kopf stoßen. Kurz, Erlach erkannte, daß die Religion „der rechte Stein des Anstoßes“ sei.

Wieder kamen die Franzosen ihren Geldverpflichtungen nicht nach und statt 8000 Mann Hilfstruppen zu senden und unter seinen Oberbefehl zu stellen, sollte ihm der grobe Vicomte de Turenne 4000 Mann Infanterie und 1500 Reiter zuführen und mit dem genehmeren Grafen von Guebriant abwechselnd das französische Corps commandieren — nicht unter Bernhard, sondern neben ihm.

Bernhard war ergrimmt über Frankreich. Wieder war er im Stich gelassen worden, als er den Preis seiner Mühen und Siege pflücken wollte. Wieder waren die Hauptzwecke seines Feldzugs vereitelt: Götz war nicht geschlagen, Breisach nicht erobert. Und das Versäumte war nicht mehr einzuholen, das Errungene höchstens festzuhalten.

In dieser verbitterten Stimmung trat der Versucher zu ihm.

Schon im vorigen Herbst, als Bernhard zornig seine Rheinschanze geräumt hatte, wollte der Kaiser durch Savelli ihm den Prager Frieden anbieten. Dann nach dem Rheinsfeldener Sieg erst recht. Aber der Herzog wies den wortbrüchigen Duca kurz ab. Jetzt kam ein Abgesandter seiner Brüder, der Amtmann Joh. Hofmann aus Jena, früher Geheimschreiber Bernhards.

Des Herzogs Offiziere schüttelten die Köpfe und seine Hofleute hatten „sehr wunderliche Gedanken“, als Hofmann mit französischem Geleite am 9. Juni im Hauptquartier Neuenburg einritt. Er meldete sich bei dem herzoglichen Hofmeister Oberst von Notenan und bat um eine Audienz bei Seiner Durchlaucht. Wer ihn sende? ließ Bernhard fragen. Er komme mit kaiserlicher Majestät allergnädigster Bewilligung und auf des Kurfürsten von Sachsen Gutbefinden von des Herzogs sämtlichen Brüdern wegen der Wohlfahrt des römischen Reiches und seiner bedrängten Stände; seine Kommission werde also dem Herzog angenehm sein; der möge ihn anhören und die mitgebrachten Schriften lesen. Der Herzog ließ ihm sagen: Es befremde ihn, daß seine Herren Brüder eine Gesandtschaft zu ihm schickten, ohne vorher zu fragen; auch, daß Hofmann so unangemeldet in die Evangelische Bundesarmee hineingeritten sei. Da könnte der Verdacht bei seinen Offizieren entstehen, daß man ihn von der evangelischen Partei abziehen oder doch zwischen ihn und den verbündeten Kronen einen Mißverständnis erwecken wolle. Daher verweigere der Herzog vorläufig die Audienz. Die Briefe möge Hofmann hergeben.

Es war Bernhard doch recht eigentümlich zu Mute, als er diese Briefe las. Er war seinen Brüdern und

seiner Heimat fremd geworden all die Kriegsjahre her, wo er so Gewaltiges erlebt, getan und erlitten. Wie klein und eng kam ihm der Kreis und die Interessen vor, in denen sie lebten! Wie wenig weitblickend und mutig ihr Dichten und Trachten! Und doch wie mutete ihn die Heimatluft und die Jugenderinnerung an aus diesen Schilderungen. Die Brüder jammerten über den kläglichen Zustand ihres Landes; mit dem stünde es nach der Ausöhnung mit dem Kaiser noch schlimmer als zuvor. Einquartierungen und Durchzüge hätten es ausgezogen, kümmerlich brächten sie sich durch und mit Schulden. Drum möge er helfen, den blutigen Krieg abzustellen und sich mit dem Kaiser ausöhnen: der sei zum Frieden geneigt, wie der sächsische Kurfürst versichere. Auch möge er bei den „hohen Orten“ Schweden und Frankreich dahin wirken, daß der Friede ein allgemeiner werde.

Fünf Tage mußte der Gesandte der herzoglichen Brüder warten, bis er vorgelassen wurde: mittlerweile wurde er in einem trefflichen Quartier von zwei vornehmen Offizieren unterhalten und „herrlich aus Silber“ gespeist. Bernhard legte seinen Offizieren und Räten die Angelegenheit vor, dann beschied er Hofmann zur Audienz.

Der ehemalige Diener erstaunte, als er seinem Herrn unter die Augen trat. Zwar seine Gestalt und sein Aussehen war wenig verändert: dieselben großen glänzenden Augen schauten den Abgesandten an aus dem blassen zarten Gesicht, wenn auch der Ausdruck männlicher und fester geworden war. Aber wie groß war die Veränderung, welche die Zeit und das Leben in dem Geiste

des jungen Helben hervorgebracht! Da erkannte der alte Diener seinen ehemaligen Herrn gar nicht mehr. Ein entschiedener Charakter war aus dem feurigen Jüngling geworden, ein bewährter Feldherr aus dem ungestümen Krieger, ein gereifter Staatsmann aus dem nachgeborenen Fürstensohn.

Mit kurzen Worten brachte Hofmann sein Anliegen vor, wie es in den Briefen enthalten sei. Der Herzog erwiderte in langer, bedeutsamer Rede: „Ich kann hoch und teuer versichern, daß ich in diesem Kriege nichts als Gottes Ehre, meine und meiner Verbündeten und unschuldig verjagten evangelischen Stände Wiederherstellung suche. Dazu habe ich einen recht christlichen ordentlichen Beruf. Und darum hat mich auch Gottes gewaltige Hand bisher gnädiglich geschützt und gefördert und wird mir auch ferner helfen. Was mir als Glied eines hochfürstlichen Hauses und freiem Reichsfürsten in diesen jetzigen gefährlichen Kriegszeiten, worin das Vaterland seiner uralten geistlichen und politischen Freiheiten gänzlich beraubt und in schimpfliche Knechtschaft gesetzt ist — was mir da zu tun gebührt und ob ich nicht Gott mehr gehorchen muß als den Menschen, das überlasse ich dem Urtheil jedes standhaft gebliebenen evangelischen Patrioten. Ich bin in meinem Gewissen versichert, daß ich des Herrn Krieg führe und deshalb will ich ihn auch bis zur Aufrichtung eines allgemeinen christlichen Friedens fortsetzen.“

Diese mit begeistertem Ernst und berebter Entschiedenheit gesprochenen Worte machten den Abgesandten „gleichsam erstarrt“. Aus dieser Erstarrung aber weckte ihn dann des Herzogs liebenswürdige gemüthvolle Schlussrede: „Übrigens freue ich mich von Herzen, einmal jemand,

der aus der Heimat kommt, zu sehen und mir davon erzählen zu lassen.“ Damit war der Gesandte vorerst entlassen.

Abends aber durfte er wiederkommen und ihm von der Heimat erzählen. Von seinen Herren Brüdern und dero selben lieben Angehörigen, den jungen „Zweigerlein“ des weimarischen Stammbaums, die ganz einer neuen kleinen Welt ähnlich sehen müßten. Von seiner lebenswürdigen Schwägerin Kunigunde Juliane, die noch immer unter dem Palmorden-Namen Klarisse an ihren „Aristander“ freundliche Brieflein schrieb, daß sie noch immer mit Madanthe (ma tante) auf der Wiesen beim kleinen Hölzlein spazieren gehe und sich dann vergangener Freud und Leid erinnerte, die sie oftmals in der Compagnie des bravsten Aristanders verbrachte. „Einen Finger aus meiner Hand wollt ich drum geben, daß Ew. Liebden aus dem verfluchten und gottlosen Krieg wieder bei uns wären“, hatte sie geäußert. Bernhard seinerseits hoffte zu Gott für seine Brüder, „er werde doch — obwohl ein großer Miß in uns gemacht — uns freundlich und fröhlich wieder zusammenführen“.

Aber auch über seine Sendung besprach sich der Herzog in wiederholten Zusammenkünften mit Hofmann. Dann mußte dieser eine genaue Darlegung schreiben, aus welchen Gründen und zu welchem Zwecke er hergekommen sei. Diese Schrift theilte dann Bernhard den verbündeten Kronen Frankreich und Schweden mit. Er wollte nichts geheim und für sich verhandeln, sondern alles offen und im Einverständnis mit den Verbündeten, so „daß alle Interessenten meine innerste Treu erkennen können, womit ich der guten Sache beständig zugetan verbleibe“.

Diese ehrliche und edle deutsche Art machte aber auf Frankreich keinen weiteren Eindruck, als daß der König ihm schmeichelhafte Lobsprüche spendete; das Verhalten des Herzogs beruhigte ihn aber gerade, so daß er nichts tun zu müssen dachte. Der schwedische Geschäftsträger aber schrieb: „Alle guten Patrioten, denen Ew. Fürstl. Gnaden heroische Magnanimität bekannt, haben an dero generöser Resolution gar nicht gezweifelt.“

Während dieser Verhandlungen mit Frankreich und Schweden mußte Hofmann auf neutrales Gebiet nach Basel sich begeben und sich dort „mit Kirchen- und Müßiggang die Zeit vertreiben“. Er schrieb vom Herzog nach Hause: „Ihre Fürstl. Gnaden gehen in der Sache sehr sorgfältig und behutsam und wohlbedächtig. Wenn ich so viel gewußt wie jetzt, wollte ich mich anders haben instruieren lassen. Es ist anders, wie wir uns drinnen im Lande eingebildet haben. Ihre Fürstl. Gnaden tragen ein recht christliches Verlangen zu einem allgemeinen Frieden; dieser aber wird viel anders sein müssen, als wir uns eingebildet haben.“

Acht Wochen mußte Hofmann warten, bis ihn der Herzog wieder zu sich beschied. Während der Audienz trat ein Bote ein und brachte Zeitungen über das Kriegsunwesen in Thüringen. Bernhard rief erzürnt: „Ich wünschte mit dem Kurfürsten von Sachsen nur eine halbe Stunde zu reden! Man begehrt von mir Mittel zum Frieden und traktiert wider alle Zusagen meine Herren Brüder, die mir doch weder mit Rat und Tat beispringen, unschuldigerweise, sonder Zweifel meinethalb, so übel und ruiniert sie. Gott der Allmächtige wird es einst rächen. Ihm stelle ich's anheim. Ich

aber will die allgemeine Wohlfahrt zu fördern nichts unterlassen.“

Der Gesandte bekam den Bescheid: Bernhard wünsche den allgemeinen Frieden. Wenn es dem Kaiser auch ernst damit sei, so möge er seinen Abgesandten nach Hamburg senden; dort solle zwischen allen Teilen verhandelt werden. Bis dahin behalte Bernhard die Waffen in der Hand, um, wenn es nicht anders gehe, den Kaiser zu einem wirklichen, billigen, durchgängigen Universalfrieden zu zwingen. Einen faulen oder einen Sonderfrieden gehe der Herzog nicht ein.

Der Versucher war abgewiesen; es war ihm nicht gelungen, den Herzog „aus den Sprüngen zu bringen“. Der Reigen war nicht zu Ende. Der Kriegstanz begann aufs neue, und Bernhard von Weimar machte die Musik dazu mit dem Donner seiner Kanonen.

XVII.

Die Schlacht bei Wittenweier.

1638.

Der Stellvertreter und der Gegner des „schwarzen Hans“.
Offenburg nicht überrumpelt. Heerschau. Gefecht bei Friesenheim.
Durch den Kaiserwald zur Rheinschanze. Die Schlacht.
Vittoria!

Natürlich war Bernhard diese ganze Zeit nicht müßig. Da zur Belagerung von Breisach die rechte Zeit veräußt war und er dafür nicht seine Armee „konsumieren“ wollte, so suchte er den Feldmarschall Götz zu schlagen. Schlagen, das war ihm überhaupt wichtiger und auch seinem ganzen Temperament zuzugender als belagern.

Aber Götz wich dem gefürchteten Gegner aus: er wollte lieber lagern als schlagen. Bernhard glaubte, Götz werde nun sich wieder an seinen Brotkorb droben an den Donauquellen hängen und sandte Streifscharen in die Schwarzwaldtäler, um ihm vorzubeugen. Aber Götz bog ihm aus und ging über den Rhein ins Elsaß. Da schickte ihm Bernhard seinen schwarzen Hans, den schnellen Taupadel, nach, und dieser trieb den Feldmarschall in die Enge, von einem Lager ins andere. Es war eine wahre „Zwickmühle“.

Nun wollte auch Bernhard selber, wenn Götz wieder über den Rhein herüber käme, ihm den Rückzug auf den Schwarzwald verlegen und dazu die Reichsstadt Offenburg, den Schlüssel zum Kinzigtal, erobern. Mit drei

Reiterregimentern und 600 Musketieren zog er in Eilmärschen auf die Stadt los. Er dachte sie durch eine List zu überrumpeln; denn die Besatzung war schwach, die Soldaten lagen in der Nähe einquartiert. Das erfuhr man von dem Stallmeister der Gräfin von Fürstenberg, der abgefangen wurde. Darauf baute Bernhard seinen Plan. Er sandte einen Korporal mit vier Reitern voraus und gleich hinterdrein einen Leutnant mit zwanzig andern: sie hatten rote Feldzeichen und sollten sich für kaiserlich ausgeben. Allein das Ungestim der Rosenschen Reiter verdarb die ganze List. Schon waren die 25 Reiter durch den ersten Schlagbaum, da konnten sich die Rosenschen nicht halten und sprengten an. Der Schweinehirt sah es, schrie und tutete und jagte mit den Schweinen der Stadt zu. Schon ritt der Korporal auf der Zugbrücke und schwenkte sein Fähnlein. Er erschoss den Wachtposten, der die Brücke aufziehen wollte, wurde aber sogleich selbst wieder erschossen. Darüber wurde es drinnen in der Stadt lebendig. Die Musketiere eilten auf die Mauer, schossen heraus und vertrieben die Weimarer. Auch ein nächtlicher Überfall mißglückte. Man mußte nun den Einzigspaß für Güz offen lassen. Dafür wurden aber alle südlücher liegenden Täler besetzt und von den Kroaten gesäubert. Den Taupadel rief Bernhard dazu über den Rhein zurück. Kanowsky streifte bis Billingen und Widerholt fiel vom Hohentwiel aus ins Gebirge, ins Douau- und Neckartal.

Vierzehn Tage nach der Offenburger Affäre, am 20. Juli, kam endlich der französische Sulkurs unter Türenne: — ganze 1800 Mann! und so ermattet, daß sie sich erst im Breisgau erholen mußten. Aber auch

Göz kam über den Rhein herüber und Savelli führte ihm vom Schwarzwald herab durchs Rinzigtal eine Verstärkung zu.

Dennoch beschloß Bernhard, „einen Streich zu tun“. Er sammelte am Freitag, den 27. Juli, alle verfügbaren Truppen zu Langendenzlingen, zwei Stunden unterhalb Freiburg. Bei dieser Heerschau ergab sich seine sämtliche Kriegsmacht auf etwa 15 000 Mann, darunter 200 Handwerker und Schanzmeister; an Geschütz waren vorhanden 10 halbe Karttaunen, 4 Zwölfpfünder, 18 Regimentsstücke, 3 Mörser, 300 Wagen mit Munition und 200 mit Proviant nebst 50 Handmühlen. Die Kleidung war nicht sonderlich gut: Uniform hatten nur einige Regimente: so das gelbe und blaue. Sonst trug jeder, was er kriegen konnte, manchmal sogar ein Mönchsgewand. Aber wackre Leute waren es doch. Nach der Musterung ging es nordwärts Offenburg zu, an dem vom Feind besetzten Kenzingen vorbei, Laupadel nach Ettenheim voraus, um dort „den Paß zu fassen“, der durchs Münstertal führte. Am Samstagabend zur Vesperzeit meldeten Laupadel und Gefangene, daß der Feind mit seiner ganzen Armee und vielen Proviantwagen beim Kloster Schuttern stehe, halbwegs Ettenheim und Offenburg und keine Ahnung von der Nähe Bernhards habe. Sofort brach dieser auf und marschierte die Nacht durch bis zu dem Bergschloß Mahlberg, zwei Stunden vor Schuttern. Sonntags früh ging's bei Tagesanbruch in voller Schlachtordnung weiter. In der Nähe von Schuttern, bei dem Dorf Friesenheim, hatte die bayrisch-kaiserliche Armada sich aufgestellt, den Kirchhof und den Landgraben zwischen Friesenheim und Schuttern besetzt

und auf der Höhe ihre Geschütze aufgefahren. Als der Herzog eine Schar Franzosen gegen Friesenheim vorschickte, steckte der Feind das Dorf in Brand und zog sich auf die Anhöhe zurück. Droben donnerten die Kanonen — aber meist über die Köpfe der Weimarer weg; dagegen schlugen deren Kugeln von dem entgegengesetzten Weinberg in die feindlichen Reihen ein. Zwar stürmten seine Musketiere, aber bald erkannte Bernhard, daß die Stellung des Feindes zu stark wäre, und zog sie zurück: 50 Tote und Verwundete, meist Franzosen, hatte der Angriff ihn gekostet, den Feind 120. Der Herzog marschierte nun über Lahr nach Mahlberg zurück und hoffte, den Feind dorthin nach sich zu ziehen.

Aber dessen Kriegsrat beschloß, dem Herzog nicht zu folgen. Savelli blieb in seiner Karosse über Nacht, Götz mit seinem Hofstaat im Kloster Schuttern.

Bernhard stand bei Mahlberg und wartete am Montag früh, was ihm Rittmeister Bergheim melden würde, den er zur Ausspähung ausgeschiedt. Gegen acht Uhr sprengten die Spähreiter ins Lager und meldeten, der Feind sei von Schuttern aufgebrochen und auf dem Weg nach dem Rhein zu. Bernhard verstand sofort die Absicht des Feindes, an ihm vorbeizukommen und Breisach zu verproviantieren. Rasch ließ der Herzog noch Gottesdienst halten, welcher gestern am Sonntag versäumt werden mußte. Dann sprach er zu seinen Offizieren, welche ihn umstanden: „Ich bin entschlossen, ohne Verzug an den Feind zu gehen. Gott wird uns noch diesen Tag Heil verleihen!“ Sofort gab er das Zeichen zum Ausbruch. Kaum gönnte er sich einen Bissen Speise, dann bestieg er seinen Klappen und sprengte mit dem

Vortrab fort durch den Kaiserwald gegen Wittenweier, wo er im vorigen Jahr die Brücke über den Rhein geschlagen und Schanzen errichtet hatte. In aufgelösten Reihen marschierten die Truppen durch das Gehölz; mittags sammelten sie sich am Waldesaum. Eine Brücke, über die sie mußten, und ein paar tiefe, buschbedeckte Gräben waren nicht besetzt. Hinüber ging's ins freie Feld gegen den Feind.

Es war Savelli, der unbegreiflich sorglos mit seinen vielen Wagen voll Proviant, Troß und Offiziersfrauen daherzog, als plötzlich die Weimarer aus dem Wald hervorstürzten. Rasch formierte der Duca so viel als möglich eine Schlachtordnung. „Gott mit uns!“ riefen die Weimarer, die Franzosen, die das nicht aussprechen konnten, das biblische „Emmanuel!“ „Ferdinandus!“ antworteten die Kaiserlichen. Die Geschütze donnerten hüben und drüben. Der weimarische rechte Flügel unter Taupadel wurde von den überlegenen Kürassieren des Feindes bis auf die Reserve zurückgedrängt, ging aber mit dieser aufs neue vor. Bernhard selbst auf dem linken Flügel warf seinerseits den Feind zurück und überflügelte ihn an der Flanke. Die Kroaten warfen sich Hals über Kopf auf ihr eigenes Fußvolk und rissen es mit in die Flucht. Andere Regimenter wandten sich und plünderten die eigene Bagage, spannten die Pferde aus und ritten und rannten davon. Geschütze, Gepäck, Pulver- und Kugelfarren ließen sie stehen und stürzten dem Rhein zu; viele versanken im Sumpfe.

Endlich kam der Nachtrab unter Götz mit 4000 Mann und stürzte sich wütend auf die siegreichen Gegner. Es war „ein langes und sehr hartes Schlagen“, wobei die

Kämpfer „endlich gar die Musketen einander um die Köpfe schmissen“. Ein fünfstündiges erbittertes Ringen, so daß jeder Teil zweimal auf des andern Stelle zu stehen kam und teilweise die feindliche Artillerie eroberte. Bernhard war überall, wo es not tat, in überaus angestrenzter Tätigkeit. Endlich brach die Nacht ein, und Götz begab sich mit seinem zusammengeschnitzenen Haufen „auf die vom Teufel erdachte Retirade“.

Keine 3000 Mann retteten sich von den 12—15 000, welche die zwei Generale geführt hatten — sich selbst hatten sie in Sicherheit gebracht: solche Feldherrn waren kein Unglück — für den Gegner. Freilich auch Bernhard hatte 500 Tote und 500 Verwundete eingebüßt und vor allem den tapfern Taupadel, der sich zu weit „verhauen“ hatte und gefangen worden war. Aber die Viktoria war doch eine überaus herrliche. „Feld und Wald war weithin mit Wagen, Kutschen und Karren übersät“: 1000 Proviantwagen, die ganze Bagage, die Kriegskasse, die Kanzlei beider Generale, die ganze Artillerie und Munition, 83 Fahnen und Standarten, darunter sieben gold- und silbergestickte von Götz' Leibkürassieren, 1300 Gefangene.

Am Tage nach der Schlacht wurden die Toten, auch die feindlichen Offiziere, jeder nach seinem Stand aufgezeichnet, begraben, die Verwundeten in gute Quartiere verteilt. Den Proviant bekamen die Soldaten. Dies und die Beute an den gefallenen! 1500 Mann entschädigte die wackern Krieger, die sich nun auch besser kleiden konnten von den gut ausgestaffierten Feinden.

Am 1. August wurde auf dem Schlachtfeld ein großes Dankfest gefeiert. Bei jedem Regiment „erscholl der Lob-

gesang, Gebet und Verkündigung der Wohlthaten des Allerhöchsten". Vorm Zelte des Herzogs versammelten sich alle Offiziere und sangen Psalm 124: „Wäre Gott nicht mit uns“; dann lauschten sie der Predigt und dem Dankgebet und stimmten ins „Herr Gott dich loben wir!“ Darauf zogen alle Regimenter an dem Herzog vorbei, präsentierten die eroberten Fahnen und pflanzten sie dann vor dem Zelte auf: ein „prächtiger und magnifiker“ Anblick. Zuletzt wurde aus allen Geschützen und Gewehren Salut geschossen.

Die Anhänger des Herzogs konnten sich in lauter Freude über die herrliche Viktoria nicht genug tun. Bernhard selber aber schrieb fromm und bescheiden an den schwedischen Reichskanzler: „Die göttliche Allmacht hat das von Gustav Adolf begommene Rettungswerk der evangelischen Sache in Deutschland bisher erhalten; ich hoffe, daß es nun vollends zu gewünschtem Ende gelangen und mir Gott ferner die Gnade verleihen möge, würdig zu sein, als ein geringes Werkzeug dem geliebten Vaterlande und dem gesamten evangelischen Wesen nützliche Dienste zu leisten.“

XVIII.

Breisach.

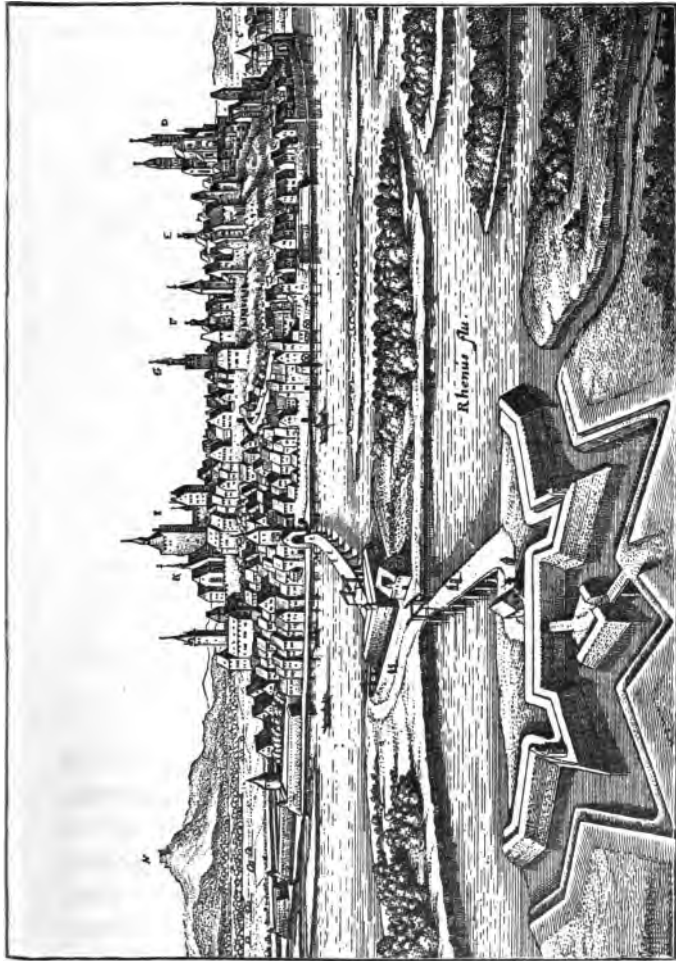
1638.

Die Festung. Gingeschlossen. Entfaz. Schlacht auf dem Dörsenfeld. Obz ist wieder da. Hungerstot. Auszug und Einzug in Breisach. Zwei arme Sünder. Triumphfest.

Das „praemium laborum“ — der Lohn der Mühlen von Wittenweier mußte nun dem Herzog zufallen: Breisach. Von ihr sang damals ein Volkslied:

Eine schöne Dam wohnt in dem Land
Von großen Qualitäten;
Am Rheinstrom ist sie wohlbekannt
Bei hohen Dignitäten;
Heroisch ist sie anzusehn,
Biel brave Helden nach ihr sehn,
Mit List sie zu bereden.

Freilich nicht ohne neue Mühlen war sie zu erobern. Es war eine fast uneinnehmbare Festung. Ein vom vulkanischen Kaiserstuhlgebirge isolierter steiler Felsberg dicht am Rhein, gerade groß und klein genug zu einer starken Feste; längs der Westseite durch den reißenden Strom und doppelte Mauer geschützt, nach Osten durch einen breiten und einen schmälern Graben, einen hohen Wall und zweifachen Mauerring mit Bastionen und Thürmen, an den beiden Schmalseiten nach Süden und Norden durch den befestigten Eckartsberg und den rheinunflössenen Usenberg; mit dem jenseitigen Ufer durch eine



Festung von Westen.
J. Schloß.

Nürnberg.

Im Winter.

Brücke verbunden, die durch eine Schanze gedeckt und durch eine eiserne Kette gegen Brand der vom oberen Rhein gesichert war. Dazu noch allerlei Wasserarme und Moore, die den Zugang erschwerten. Stattlich schauten von droben die Thürme der großen Domkirche gen Süden, der Zitadelle im Norden und des Brunnenturms in der Mitte herab. Die Häuser der Stadt standen theils droben, theils schmiegt sie sich an den Bergabhang. Droben drohten aus zahlreichen Lufen Kartäunen und Wallbüchsen.

So sah die Festung aus, als der Herzog am 6. August mit den hohen Offizieren und seiner Leibschwadron sie unritt. Das Volkslied sagt:

Unlängst ein fremder Kavalier
Aus seinem Land herreiset,
Er kam vor ihres Vaters Thür,
Sein Reverenz er erweist:
„Ich bin ein junger Ritterheld,
Mein Lust und Freud hab ich im Feld,
Bei Feuer, Rauch und Flammen.

Seht diesen frischen Mantentrang*),
Den will ich Euch aufsetzen,
Will fröhlich führen auf den Tanz
Euch, um uns zu ergetzen.“

Die Geschütze sandten dem Freier feurige Grüße herab, eine Stückugel fiel vor ihm nieder und warf ihm die aufgewühlte Erde ins Gesicht. Er erkannte, daß er hier mit allen Ceremonien vorgehen und all seine gelernte Belagerungskunst anwenden mußte, dachte aber die Stadt besser durch den Hunger zu zwingen als mit Sturm;

*) Das sächsische Wappen hat die grüne Raute.

denn mit den Vorräten drinnen stand es nicht aufs beste. Man erzählte: vor der endgültigen Einschließung habe die Frau des Kommandanten in der Hoffnung auf neues Getreide das alte verkauft, und zwar an weimarische Soldaten, welche sich als Bauern verkleidet in die Stadt einschlichen. Jedenfalls ging es aber drinnen von Anfang an knapp her.

Also beriet der Herzog mit seinem Artillerie-Oberstleutnant Kluge, der seinem Namen Ehre machte, den Plan der Einschließung. Dann mußte er in sein Hauptquartier nach Neuenburg, auch um sich etwas zu erholen, denn er war nicht wohl. Täglich ließ er sich von Kluge berichten und Zeichnungen einschicken, kam auch herüber, um zum Rechten zu sehen. Droben an der Geiffantinsel, wo eine Brücke über den vielgeteilten Rhein geschlagen wurde, begannen die Schanzen dem Rhein entlang bis zum Hauptlager, dann im unregelmäßigen Zickzack nach Norden über verschiedene vorspringende Hügel des Kaiserstuhls mit den Schanzen Mosersberg, Pfaffenmütz, Franzosenberg bis zu dem französischen Lager unten am Rhein, wo der Graf Guebriant und der Vicomte Turenne lagen: eine große Längelinie mit doppelten Gräben und vierfachem Palisadenzaun. Auf der linken Rheinseite am Dreifacher Brückenkopf lagen ebenfalls zwei Regimente Franzosen.

Anfangs waren nicht sehr viele Leute da, und diese vielfach matt, abgerissen, ohne Schuh und Strümpfe, viele auch krank: Frankreich zahlte wieder einmal die versprochenen Gelder nicht. Da ließ Bernhard Lebensmittel von Basel kommen und nun gab es Fleisch und Wein, Gänse und Hühner, Salz und Speck, Käse und

Eier um billigen Pfennig. Bernhard ließ entbehrliche Truppen aus seinen vielen Besatzungen kommen, auch 200 Bauern aus dem Elsaß mit Hacken und Schaufeln, ferner Pferde, Ärzte und Leitern. Anfangs Oktober hatten die Deutschen alles Schanzwerk fertig; nur die Franzosen waren im Rückstand und brauchten „eine kleine Erinnerung“.

Am 2. Oktober fiel Frost ein; da holten die Soldaten aus Renzingen, das Bernhard gleich nach der Wittenweierer Schlacht zur Übergabe gezwungen, und weil er „das Nest“ nicht besetzen wollte, demoliert hatte, Balken, Ofen, Türen, Fenster und Hausrat und richteten sich Häuser ein mit Gemächern, so daß das Lager das Ansehen gewann, als ob es eine neue Kolonie würde. In der Stadt ging es schon knapp her; da wollte eine Schar Weiber heraus, wurde aber zurückgetrieben, und ein paar Bauern, welche Salz hineinschmuggeln wollten, vor den Augen der Städter aufgehängt. Doch gelang es ein paar Kompanien Kroaten, nachts über die Rheinbrücke Mehl in die Festung zu bringen. Ein waghalsiger Kerl mit kurzem rotgelben Bart, an einem Fuß hinkend, der Sperl genannt, von Weiden, schlich sich mehrmals heraus mit Briefen vom Kommandanten Reinach. Bald aber wurden alle Boten und Briefe abgefangen.

Natürlich suchten die Kaiserlichen Entsatz zu bringen. Denn Breisach war nicht eine Festung wie andere: von ihr hing der Besitz des ganzen Breisgau und Elsaß ab. Zeit hatte der Feind dazu, denn die Belagerung dauerte lange. Und der Kaiser machte auch großen Ernst und große Anstrengung. Er befahl Reinach immer und immer wieder „bis auf den letzten Blutstropfen und solange

noch ein lebendiger Atem drinnen, auszuhalten", und er setzte ein Heer ums andere in Bewegung, die wichtige Festung zu retten.

Zuerst (schon Anfang September) kam Generalwachtmeister von der Horst mit sieben Reiterregimentern und großem Proviant vom Schwarzwald her. Bernhard schickte ihm Oberst Rosen entgegen und den Kommandanten von Freiburg. Hoch droben in der hohlen Gasse beim Kloster St. Peter kam es zum Zusammenstoß: Horst wurde zurückgeworfen. Anfangs Oktober drohte von drüben der Herzog von Lothringen aus Burgund vorzudringen: die Franzosen hielten ihn nicht genügend auf. Bernhard war zwar noch immer leidend, dennoch wollte er dem gefährlichsten Wagnis sich selber aussetzen; er war dazu schon vorher über den Rhein gegangen: nach Colmar. Als er vernahm, daß der Lothringer bei Thann stehe, zog er seine Truppen bei Heilig-Kreuz zusammen. In Colmar betete er im Kreis seiner Offiziere den 71. Psalm und legte ihn „über die Massen schön aus“. Dann schwang er sich aufs Roß und zog dem Feind entgegen. Auf dem Ochsenfeld bei Sennheim stand dieser, dem Weimarer an Truppenzahl, namentlich an Infanterie, weit überlegen; aber Bernhard sagte zu seinen Obersten: „Es steht geschrieben: der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach; da drüben aber ist's umgekehrt. Darum, ob schon mein Vetter von Lothringen eine schöne Armee und viel Volks hat, so hoffe ich doch mit Gott, wir wollen ihm heut beweisen, daß wir auch Soldaten sind.“

Und sie zeigten's. Allen voran Bernhard. An der Spitze seiner Kürassiere, auf schwarzem Roß, mit schwarzem Harnisch und Helm mit dunklem Federbusch und roter

Feldbinde, warf er sich auf den linken Flügel und jagte die lothringische Reiterei bis nach Thann. Rosen machte es ebenso auf dem andern Flügel. So blieb noch das Fußvolk in der „Bataille“ (im Zentrum) stehen. Die Franzosen wichen hier und rissen die Deutschen mit fort, so daß der Lothringer die weimarischen Geschütze nahm. Da erschien das Regiment Kanowsky, das „in der ersten Haß“ nicht hatte angreifen können, auch die von der Verfolgung zurückgekehrten Reiter griffen ein. So kamen die Feinde zum Weichen. Sie flüchteten in den nächsten Wald und die Nacht brach schützend für sie ein.

Blutig war der Kampf, nicht klein die Verluste Bernhards, aber viel größer die Beute: 44 Fahnen, die fünf Kanonen des Feindes; 200 Reiter, 400 Fußgänger, viele Offiziere und des Lothringers Vetter der Generalfeldzeugmeister Bassompierre waren gefangen. Der sagte: „Drei Feldschlachten in einem Jahre zu gewinnen, ist sogar für einen Fürsten zu viel.“

Bernhard aber war es nicht einmal genug. Am Morgen nach der Schlacht (6. Oktober) kam von Dreifach her die Meldung, Göz und der berühmte Lamboy kämen vom Schwarzwald herunter, Dreifach zu helfen: jetzt erst kam der „Bauderer“, nachdem ihr Kamerad in dem Wasgau geschlagen war. Sofort brach Bernhard auf, zog noch 1000 Mann Franzosen als Verstärkung an sich und marschierte über seine Rheinbrücke oberhalb Dreifach. Jetzt ging er der Festung scharf zu Leibe: eine Schanze wurde erobert, drei Brückenjoche zusammengeschossen und der Brückentopf genommen.

Endlich am 10. erschien das Entsatzheer: 18 000 Mann stark und zündete Tausende von Feuern an, den Be-

lagerten ihre Nähe kundzutun. Vergebens suchten sie durch Kanonenschüsse Bernhard aus seinem Lager zu locken; dann zogen sie ab, durch Bedrohung von Neuenburg ihn herauszuziehen. Am 12. kamen sie wieder. Den beherrschenden Mittelpunkt der Belagerungslinie, den Mosersberg, suchten sie jetzt zu stürmen. Aber sie zerstießen sich hart die Köpfe daran, der Moser empfing sie mit glühenden Backenstreichen aus seinen Kanonen. Noch schlimmer ging es ihnen am folgenden Tag. Da griffen sie um Mitternacht im Süden das deutsche Lager und die weimarische Schiffbrücke an mit großer Heftigkeit und fürchterlichem Kanonieren. Zwei Schanzen und die erste, „kleine“ Brücke waren schon von ihnen besetzt. Da zieht Bernhard Verstärkung herbei und stellt sich selbst an die Spitze: die Besatzung der Schanzen wird niedergehauen, gefangen, in den Rhein gesprengt. Götz mußte abziehen. Der Kaiser hatte ihm aufgetragen, Breisach zu verproviantieren und sollte ihm auch seine ganze Armee darüber zugrunde gehen. Die Armee war jetzt ruiniert, aber Breisach nicht gerettet.

Über dem Lager Bernhards aber erschien ein Adler und flog dem abziehenden kaiserlichen Heer nach. Jubelnd begrüßten die Krieger den königlichen Vogel als gutes Zeichen.

Götz war über den Schwarzwald gezogen und faßte jetzt einmal auch einen kühnen, ja verwegenen Plan: in das obere Rheintal herabzubrechen, die Waldstädte den Weimarern zu bedrohen und abzunehmen, mit dem Lothringer gemeinsam auf Breisach loszuziehen und nochmals das Lager anzufallen. Und der Kaiser stellte ihm alle möglichen Truppen zur Verfügung: um Breisach zu

retten, entblößte er den norddeutschen Kriegsschauplatz von Soldaten. Als Bernhard das hörte, rief er den Erlach, dem er den Oberrhein anvertraut hatte, ins Lager nach Breisach und er selber zog nach den bedrohten Waldstädten.

Raum war Bernhard in Laufenburg, da sah er drüben auf dem rechten Ufer das ganze Heer des Götz hermarschieren; man konnte Mann für Mann abzählen: es waren 8000. Nun aber teilte Götz zu Bernhards Verwunderung sein Heer, führte einen Teil gegen Basel zu, um mit dem Lothringer Fühling zu bekommen, der andere Teil fing an, in aller Gemütsruhe Laufenburg zu belagern. Mit noch größerer Gemütsruhe brach der Kommandant von Laufenburg die Rheinbrücke ab und ließ den Feind Kugeln in den Mauerpanzer der Stadt oder auch in die Luft schießen. Bernhard aber kehrte nach Breisach zurück.

Als Götz einsah, daß er bei Laufenburg nichts ausrichtete und auch keine Fühling mit seinem Kameraden bekam, zog er gegen Waldshut zurück; dort erschien aber am 10. November vom Kaiser gesandt der Graf Wolf von Mansfeld, forderte Götz den Degen ab und schickte ihn gefangen nach Wien. Man sagte: dieser Nachtschmetterling habe nur den leuchtenden Herzog von Weimar umschwärmt, bis er sich die Flügel verbrannte. Mansfeld wollte nun das Heer wieder vorwärts führen, aber die hungrigen und entmutigten Soldaten murrten: „Wir haben Breisach schon gesehen, wir wollen nicht mehr dahin.“ Als Bernhard erfuhr, Götz sei weg und Mansfeld für ihn eingetreten, erschien er — immer noch fieberkrank — rasch wieder in Rheinfelden. Aber die

Runde: Der Weimarer ist da! jagte den Kaiserlichen solchen Schrecken ein, daß sie Hals über Kopf davon rannten. Auch die 3500 Reiter, die Gög weiter unten über den Rhein ins Elsaß gesandt hatte, wurden zerstreut und zerrissen ihre Fahnen, und Savelli hatte sich drüben in Lothringen eine neue Niederlage geholt.

So waren alle Entsatzversuche der Dreifacher Festung abgeschlagen und jetzt ging es mit ihr zu Ende. Wie es im Liede hieß:

Die andern laufen traurig fort,
 Die Braut sie müssen lassen.
 Der Bräutigam gab ihr gute Wort,
 Sie wieder zu umfassen.
 Es wird die Hochzeit bald angehn,
 Die Braut schmückt sich gar wunderschön,
 Mag sie der Vater hassen.

Schon am 9. Oktober war ein Brief von Reinach an Gög aufgefangen worden, worin er jammerte, daß er schon drei Wochen vergeblich auf den versprochenen Entsatz warte; die Hälfte seiner Leute sei krank, viele desertiert; das Brot beinahe und der übrige Proviant ganz aufgezehrt; er wolle noch harren und den Feind über seine Lage täuschen, aber die Hilfe müsse bald kommen. In den Taschen eines Gefangenen fand man Brot aus Kleie und Eichenrinde. Zehn Tage darauf wurde die Mühlenschanze mit der Ketten Sperre und der Ufenberg eingenommen.

Jetzt richtete der Herzog an den Kommandanten die Aufforderung, nicht ferner zu „opiniatieren“, sondern sich zu „akkommodieren“. Der erklärte, er werde sich gegen fernere Feindseligkeiten bis aufs äußerste verteidigen.

Acht Tage darauf wurde das letzte große Außenwerk erobert. Da schrieb Bernhard wieder an Reinach: statt Suffurs habe er nur noch Elend zu erwarten. Reinach erwiderte: Wenn jemand drinnen Hungers sterbe, so sei's um gerechte Notwehr; er wolle lieber tausendmal sterben, als vor der Zeit und Not zur Übergabe eines solch hochachtbaren Plazes sich erschrecken lassen."

So ging denn die Belagerung weiter. Die Not drinnen wurde immer größer, vor Mattigkeit fielen Soldaten die Brustwehr hinab. Darum wollte Bernhard nicht stürmen, trotzdem der Pulverturm an der „Kalten Herberg“ am Rhein in Brand geschossen wurde, in die Luft flog und eine breite Bresche riß: ein Sturm hätte ihm Leute gekostet und die Festung zu sehr ruiniert, er wollte sie aber erhalten.

Das Elend drinnen wuchs entsetzlich. Reinach holte den Bürgern ihre Vorräte, ja sogar ihr Geld und ihre Kleinodien weg, den Soldaten das Leben zu fristen. Aber die Rationen wurden immer kleiner; bald nur $\frac{1}{4}$ Pfund Pferdefleisch und 1 Lot Brot; dann hörten sie ganz auf, jeder mußte sehen, wie sich durchhungern; 1 Pfund Kleienbrot kostete 3, ein Ei 5 fl., für ein Schüssellein Sauerkraut gab man einen Diamantenring. Weiterhin kaufte man Fleisch von Hunden, Katzen, Mäusen, Ratten um ein unglaubliches Geld. Schließlich kaute man Häute, sogar Pferdehufe — das Stück zu 5 Schilling, Brot aus Heublumen und Nußschalen. Die Gefangenen gruben mit den Fingern den Speiß aus der Mauer. Sie fraßen schließlich Tote roh auf. Auch die Bürger verzehrten Nas und Leichname. Ja, Kinder wurden geschlachtet und verzehrt. Reinach selbst erklärte, er halte aus und

wenn er sein eigenes Kind auffressen müsse. Gräßliche Krankheiten entstanden und rafften die Bewohner hundertweis hinweg.

Endlich, am 3. Dezember, gab sich Meinach dazu her, zu kapitulieren. Weil er sich so unbeschreiblich unbeugsam gehalten, wurde ihm bewilligt, „mit fliegenden Fahnen, Trommeln und Pfeifen, Ober- und Untergewehr, Kugeln im Mund und brennenden Lunten“, zwei kleinen Geschützen, auch dem Gepäc abziehen. Auch alle österreichischen Beamten sollten fortziehen dürfen außer dem Kanzler Dr. Wolmar, der in verschiedenen Briefen und Schmähchriften sich schimpflich über den Herzog ausgelassen hatte: er nannte ihn nur, den Namen Bernhard verkeuernd, den „Bärenhäuter“. Der Stadt wurde Freiheit der Religion und Sicherheit des Eigentums versprochen.

Bernhard hatte für reichliche Vorräte gesorgt. Über diese fielen nun die Hungerwütigen her. Die weimarischen Gefangenen kamen heraus aus der Festung und zeigten als Probe für ihre tägliche Kost etliche Stücke Menschenfleisch; erzählten auch die Greuel, die drinnen vorgegangen. Bernhard entsetzte sich. Er berief einen Kriegsrat und beriet, ob man angesichts solcher Dinge den Kommandanten ungehindert mit Ehren abziehen lassen sollte. Es wurde beschlossen, daß Meinach nicht heimlich abziehen, sondern vor dem Sieger vorbeimarschieren müsse. Meinach wollte sich wehren, aber es half nichts.

Am 9. Dezember, morgens, stellte sich das weimarische Fußvolk nordwärts vor der Festung rechts und links an der Straße auf bis hinab zum Rhein, wo die Ausziehenden eingeschifft werden sollten. Am Ufenberg hielt

der Herzog hoch zu Roß mit seinem Stabe. Das Festungstor öffnete sich und heraus kam ein Oberstleutnant mit 70 Pferden, zwei Maultieren, sechs Kutschen und drei Packwagen. Vierhundertfünfzig Soldaten und einige hundert Weiber — wandelnde Leichen — wankten vorbei; dann kam der Generalfeldzeugmeister mit seinen Offizieren. Schon von weitem stieg er vom Pferde, nahte dem Herzog mit wiederholter tiefer Reverenz und küßte ihm die Stiefel. Bernhard aber schaute mit finsternem strengem Gesicht auf den Offizier und redete ihn mit harten Worten an: „Ich habe Grund genug, dem Herrn den Akkord nicht zu halten und Ihn nicht als Cavalier zu behandeln, da Er die Gefangenen, die lauszulösen oder zu verpflegen Ihm wiederholt angeboten, hat Hungers sterben lassen und die Lebenden gezwungen, Tote zu essen. Das ist eine unerhörte und unverantwortliche krudeliche Tat, die Er selber nicht vor dem Kaiser verantworten kann und die der gerechte Gott nicht ungestraft lassen wird.“

Reinach erwiderte: „Die Gefangenen haben ebenso lange wie meine eigenen Leute Roßfleisch gehabt, bis endlich die Not so groß geworden, daß sie einander selbst aufgefressen.“

„Das ist eine schöne Entschuldigung!“ rief Bernhard. „Hier kommt Ihr mit 70 Pferden, Ihr hättet sie wohl schlachten lassen können. Aber ich will Gott die Sache befehlen. Geht!“

Darauf nahte wie ein Büßer in schwarzem Kleide und langem Trauermantel mit weißem Stab zitternd der Kanzler Bolmar. Drei Fußfälle tat er vor dem Herzog, tat Abbitte und bat um Gnade: „Der Teufel hat mir

die losen Schmähreden in die Feder gegeben.“ „Ja“, erwiderte Bernhard, „derselbe Vogel hat es Euch ins Herz gegeben, daraus ist's in die Feder geflossen. Was soll ich mit dem Gesellen anfangen?“ fragte er seine Offiziere. „Aufhängen!“ war die Antwort. Der Herzog wandte sich zu Bolmar und sagte: „Kanzler, Kanzler, Ihr habt lose Reden getrieben. Was meint Ihr, was es für Prozeduren geben sollte, wenn ich Recht ergehen ließe? Seht da den Baum, der sollte Euer Kirchhof sein.“ Da stürzte Bolmar wieder aufs Knie und hob flehend die Hände. „Vor Gott fallet nieder“, sprach der Herzog. „Laßt hinfort Eure leichten Reden bleiben. Gehet zum Herrn Reinach, es soll Euch nichts widerfahren.“ Der Kanzler bedankte sich und machte sich auf die Beine. Bernhard aber rief ihm nach: „Wollt Ihr dankbar sein, so sorgt, daß der Dr. Martin Chemnitz, der zu Regensburg gefangen sitzt, in Freiheit gesetzt wird.“

Jetzt erschien in heuchlerischer Devotion der Stadtrat mit den Schlüsseln. Der Sprecher fing an: „Weil Eure Fürstliche Gnaden die Festung durch Gottes Verhängnis in Ihre Gewalt gebracht . . .“ Da unterbrach ihn der Herzog zornig: „So müßt Ihr nicht reden: durch Gottes Hilfe und Beistand habe ich sie.“ Er hatte Würzburg in Erinnerung und verschiedene andere katholische Städte; war doch vor kurzem erst in Ensisheim ein Anschlag entdeckt worden, daß der Rat und die Jesuiten das Schloß den Feinden überliefern wollten. Bernhard traute darum den Dreifachern nicht, sagte ihnen das auch ins Gesicht; sie sollten sich hüten, wider ihn und seine Soldaten sich zu verschwören.

Darauf ritt Bernhard in glänzendem Aufzug mit seinem Stab und Hoffstaat in die eroberte Stadt. Die Beute war unermesslich: 150 Doppelhaken und kleine metallene Stücke, 135 große Kanonen, darunter Prachtstücke wie „das Ketterlin von Engheim“ und der „Niemand's-Freund“; zahllose Kugeln und Pulverwagen. Auch ein reicher Schatz von Gold und Silber im Erzherzoglichen Schloß. Davon ließ Bernhard Sachsen-Breisachische Dukaten schlagen. Sogleich wurden die Belagerungswerke abgetragen und die Schäden an der Festung ausgebessert, die Gräben tiefer, die Ballisaden zahlreicher gemacht. Die eingezogenen Franzosen mußten wieder hinaus: nur deutsche Truppen sollten darin sein. Die Kranken wurden in die Landschaft verteilt. Die Einwohner erhielten billigen Proviant, die Mannszucht wurde gut gehandhabt.

Am Sonntag nach dem Einzug war ein feierliches „Triumphfest“ mit festlichen Gesängen. Da hielt Bernhards Hofprediger und Feld-Konistorialpräsident Dr. Rückert im Dom die Predigt über Psalm 129, 4, worin es hieß: „Freuet euch ihr Offiziere, denn ihr seht handgreiflich, daß die Hand des Herrn mit euerm Generalissimus ist und er des Allerhöchsten Kriege führt. Freuet euch alle benachbarte und bedrängte Ständ, Städt und Gemeinden, denn von nun fängt eure Erlösung an.“ Dann folgte ein Festmahl, wobei alle Geschütze in die Landschaft hinaus donnerten und die in Kolmar, Benselden und Schlettstadt, in Freiburg, Neuenburg und Badenweiler antworteten. Gesandtschaften erschienen mit Glückwünschen und der Herzog Friedrich kam von Stuttgart und stellte sich in Bernhards Dienst. Die Dichter

befangen Bernhard als den deutschen Achill und die Künstler schlugen Denkmünzen mit dem Spruch: „Breisach war stark, doch stärker Gott und der Weimarer!“

XIX.

Los von Frankreich?

1638/9.

Winterquartiere in der Freigravität. Frankreich will Bernhard um Breisach bringen. Erlach in Paris. Der heftige Arnim. Savelli und andere probieren wieder Unterhandlungen. Frankreichs Zumutungen, Versicherungen und Verleumdungen. Ohne Frankreich zu fragen.

Die Landgrafschaft Elsaß und der Breisgau waren durch die lange Belagerung Breisachs und den oft versuchten Entsatz hart mitgenommen, und Bernhard wollte als Landesherr nun seine neuen Untertanen schonen. Daher suchte er, nachdem er Erlach zum Kommandanten in Breisach bestellt hatte, sich Winterquartiere für seine Truppen in Feindesland. Wieder wie voriges Jahr in Hochburgund; aber diesmal nicht im schweizerischen Distrikt Basel, denn er wollte mit seinen Nachbarn sich gut stellen, sondern in der spanischen Freigravität. Das Thal des Doubs zog er hinauf zur Weihnachtszeit, aber bei Frühlingswetter, in die schneebedeckte Berglandschaft und dann hinunter in die Ebene zum Staunen und Schrecken ihrer Bewohner. An so etwas hatten die

Spanier nicht gedacht und darum das Land schlecht behütet. Doch waren Festen und Schlösser zu bezwingen: für den Städteeroberer eine leichte Sache. So wurde denn Landskron, das den Zugang an der elsässisch-burgundischen Grenze bildete, und das Schloß Joux, der Paß gegen die Schweiz, sowie die Städte Pontarlier, Noyerau u. a. eingenommen, ungeheure Vorräte an Proviant und Munition gefunden und damit teilweise die Besatzungen im Elsaß und Breisgau versorgt. Auch konnten die roßlos gewordenen Reiter sich wieder beritten machen. Das alles hatte Bernhard getan, ohne Frankreich zu fragen oder etwas nach Paris zu melden.

Die Nachricht von der Einnahme Breisachs nach Paris zu bringen, hatte der Herzog den vornehmen Holländer Wiffoort beauftragt. Dort war schon die Eroberung vorher mit einem dreifachen Tebeum, mit Hof- und Volksfesten gefeiert worden. Und Richelieu hatte seinem Freund Vater Joseph auf dem Totenbett mit der Siegesnachricht neue Lebensgeister einzuhauchen versucht, indem er dem Sterbenden zurief: „Mut, Mut, Herr Vater, Breisach ist unser!“

„Unser!“ so hatten die Franzosen gedacht und ganz vergessen, daß sie in ihrem Vertrag mit Bernhard diesem das Elsaß, und dazu wurde Breisach gerechnet, versprochen hätten. Sie machten lange Gesichter, als sie hörten, der Herzog habe keine Franzosen in die Feste genommen und wolle sie für sich behalten; aber sie hofften, durch List und Schmeichelei es ihm doch abzuluchsen. Wiffoort wurde zunächst ausgeforscht, was der Herzog im Sinne habe; aber sie erfuhren von dem schweigsamen Holländer nichts; dagegen begann dieser die französische Regierung

an ihre Verpflichtungen zu mahnen und für das nächste Jahr statt dritthalb Millionen vier zu fordern. Denn dazu hatte ihn eigentlich Bernhard gesandt. Aber der bigotte Minister de Noyers, welcher empört war, daß der Herzog, im katholischen Dom zu Breisach protestantischen Gottesdienst gehalten, und daß der Keger über eine katholische Landschaft herrschen sollte, blieb ebenso stumm wegen des Geldes, wie Wilfoort wegen Breisachs.

Nun schickten die Franzosen ihrerseits einen Gesandten, den Kammerherrn de l'Isle, an Bernhard, ihm zur Eroberung Breisachs zu gratulieren, eigentlich aber, um den Marschall Guebriant, Bernhards anhänglichen Waffengefährten, zu instruieren, wie er den Herzog in schlauer Weise dazu bringen sollte, dem König Breisach völlig, oder doch halb und halb oder wenigstens der Form nach zu übergeben. War aber Guebriant schlau und zäh, so war es Bernhard nicht minder. Er wußte: wer Breisach besetzt hält, der hat den Schlüssel zum Frieden — und den wollte er in der Hand behalten. Er schüttelte zu allem den Kopf und sagte nur, er wolle sich über diesen Punkt in Paris aussprechen.

War ihm das Ernst? In Paris frohlockte man über diese Ankündigung: man dachte dort den guten Deutschen leicht über den Löffel zu halbieren. Der Palast Bourbon wurde für ihn geschmückt, Ballette, Schauspiele, Feuerwerke wurden zugerüstet; allerlei Heiraten wurden geplant, um Bernhard von Schweden und der schwedischen Vermählung abzuziehen und ihn an Frankreich zu binden und dann Breisach als Morgengabe zu erhalten: der König wollte seine Schwester, die verwitwete Herzogin von Savoyen, ihm vermählen oder seine Nichte; der Kar-

dinal dachte ihm seine eigene Nichte und Erbin mit einem Einkommen von jährlich 800 000 Livres anzutragen. So schrieb Wilfoort an den Herzog; der aber schüttelte kalt und stolz den Kopf, er wollte nichts von solchen Heiraten wissen, und gab die Reise nach Paris auf: die Freunde brauchten ihn nicht erst davor zu warnen. Als de l'Isle wieder kam, um den Herzog feierlich und förmlich im Namen des Hofes einzuladen, da hörte er zu seinem Erstaunen und Entsetzen von dem Herzog: allerlei Umstände machten ihm die Reise unmöglich.

Die Franzosen waren enttäuscht und fürchteten allerlei: Bernhard wollte ihnen das Schwert vor die Füße werfen und zum Kaiser gehen oder so mächtig werden, daß er ein gefährlicher Nachbar sei. Theils meinten sie also, man dürfe dem Herzog nichts mehr bewilligen, theils, man müsse ihn zufriedenstellen. So schickte nun Richelieu den Kammerherrn zum drittenmal zu Bernhard mit einem sehr freundlichen Brief voll — Vertröstungen.

Bernhard befand sich damals krank in Pontarlier — wieder aufs tiefste verstimmt über die Zögerung der Franzosen. Denn der tapfere Schwede Baner hatte ähnlich wie Bernhard im Südwesten, so im Nordosten von Deutschland einen siegreichen Feldzug beendet und stand vor Prag. Bernhard wollte nicht etwa müßig in Breisach sitzen bleiben und den Landgrafen spielen, sondern Baner die Hand reichen, und dann hätten sie zusammen in starkem Heereszug auf Oesterreich und Wien losmarschieren und den Krieg ehrenvoll und glücklich beenden können. Aber die Franzosen, welche selbst in diesem Jahr wieder den Krieg schmählich und sieglos geführt, gaben ihm nicht die nötige Unterstützung an Geld und Truppen. Sie

wollten's nicht: aus Mißgunst, denn sie dachten kurz-
sichtig nur an sich und ihren Vorteil; und sie konnten
auch nicht — sie hatten kein Geld für den Krieg, sie
brauchten zu viel für den Hof, für Feste und Vergnü-
gungen, für Höflinge und Günstlinge.

Also rief Bernhard den Kommandanten Erlach von
Breisach her und sandte ihn als Diplomaten nach Paris.
Dem trug er auf, dort zu erklären: er müsse auf den
vertragsmäßig ausgemachten vier Millionen Livres Lö-
nungsgelder bestehen, da sein Heer die ausgemachte Zahl
von 18000 Mann fast erreiche. Er habe ferner in den
letzten Jahren so viele Ausgaben aus seiner eigenen
Tasche bestreiten müssen, daß er ganz erschöpft sei und
Ersatz haben müsse für die Sonderausgaben: Belage-
rungen, Handgelder für Rekruten, Ankäufe von Pferden,
Munition und dergleichen. Jetzt sei eine dringende Ver-
anlassung, ihm tüchtig unter die Arme zu greifen, denn
der Feind rüste sich sehr stark. Aber wenn man dieses
Jahr mit Macht dazu tun wollte, so würde man dem
Feind einen solchen Ring in die Nase legen, daß er in
Deutschland über den Haufen fallen oder doch sich selbst
und seine Armee in sich aufbrauchen müßte. Ferner
müsse ihn Frankreich als Landgrafen des Elsaß und als
Fürsten im Bistum Basel anerkennen. Dann wolle er
dem König seine Eroberungen in Burgund überlassen.

Der Gesandte des Herzogs wurde in Paris nach
französischer Gewohnheit überaus höflich und freundlich
aufgenommen: die Königin zeigte ihm den neugeborenen
Thronerben und sagte, wenn der Dauphin einmal groß
sei, müsse er bei Bernhard das Waffenhandwerk lernen.
Und Erlach selbst wurde wieder ein Jahrgehalt angeboten

für die Dienste, die er Frankreich leistete, und diesmal nahm er's an. Aber mit dieser artigen Behandlung wollte man nur des Herzogs Absichten mit Breisach erforschen und den Erlach im französischen Interesse beeinflussen. Erlach hatte für seinen Herrn viel gefordert, um nur einiges zu erreichen: er bekam nur 4000 Mann Sukturs, 2 400 000 Livres ordentliche und! 200 000 außerordentliche Subsidien bewilligt; man erklärte, man hätte mehr gegeben, „wenn dem König mehr Gewalt in Breisach und den anderen Festungen eingeräumt worden wäre“. Aber Erlach hatte gesagt, das würde die deutschen Fürsten mißtrauisch machen, welche eben daran dächten, an Bernhard sich anzuschließen.

Während so in Paris verhandelt wurde, hatte Bernhard auch nach andern Seiten hin allerlei Anknüpfung gesucht oder angetragen bekommen. Statt bei dem unzuverlässigen und eigennütigen Frankreich, suchte er Anschluß bei den deutschen evangelischen Fürsten. Vor allem bei Hessen. Dort war sein ehemaliger Kriegskamerad, der Landgraf, gestorben, aber dessen General Melander spielte den hessischen Arnim: er wollte eine „dritte Partei“ von bewaffneten Neutralen, auch katholischen Fürsten, gründen, deren Feldherr allerdings Bernhard sein sollte. Aber der wurde darüber „sehr bestürzt“, denn statt zum Frieden hätte diese dritte Partei zu einem dritten Krieg geführt. Darauf ließ sich Bernhard nicht ein.

Auch nicht auf neue Versuche des Kaisers, ihn zu gewinnen. Schon vor Breisachs Fall hatte — niemand anders als der welsche Duca Savelli sich mit zudringlichen Briefen an den Herzog herangemacht: so etwas konnte doch nur ein Italiener. Aber Bernhard ließ ihn

schönöde abfahren. Nach der Eroberung Breisachs war's dem Kaiser noch mehr darum zu tun, den großen Gegner zu gewinnen: er bezeichnete ihn nicht mehr schlechtweg als Dux (Herzog), sondern beehrte ihn mit dem Titel Illustrissimus (Durchlaucht). Der Dänenkönig versprach im Namen des Kaisers Geleitsbriefe für die Gesandten Bernhards zu den Friedensverhandlungen in Köln und Hamburg. Bernhard erwiderte sehr höflich: Die Friedensverhandlungen hätten nur dann einen Wert und Sinn, wenn man alle Beteiligten, Frankreich, Schweden und die evangelischen Fürsten beiziehe: nur auf einen allgemeinen Frieden könne er eingehen. Ferner wollte der zum Kaiser übergegangene Rat Heusner, der vordem im Dienste des Evangelischen Bundes gestanden, „in höchstem Geheim“ und unter falschem Namen mit Bernhard sich benehmen: dieser nahm gar keine Notiz von seinen immer wiederholten Annäherungsversuchen. Auch dem spanischen Gesandten in der Schweiz schlug er die Audienz ab. Als guter ehrlicher Deutscher wollte er offene Verhandlungen und einen allgemeinen Frieden.

Auch die Franzosen begannen aufs neue bei Bernhard mit ihren Zumutungen wegen Breisach und der vier Waldstädte sowie der künftigen Eroberungen in Deutschland. Wieder schickten sie einen Geschäftsträger an Guebriant, der den Marschall instruieren sollte, wie er gegen Bernhard vorzugehen habe. Erst am 10. Juni gewährte der Herzog seinem Kriegskameraden in seinem Quartier zu Pontarlier die Audienz. Guebriant übergab die liebenswürdigen Briefe des Königs und des Kardinals. Dann rückte er mit seiner Forderung heraus: Der Herzog solle schriftlich erklären, daß er Stadt und Festung Brei-

sach unter der Oberherrlichkeit des französischen Königs besitze; Seine Fürstliche Gnaden werde eingestehen, daß der König sich mit sehr wenigem begnüge.

Bernhard fuhr auf: „Das nennen Sie wenig? Was könnte man von mir mehr verlangen? Hieße das nicht, von einer tugendhaften Jungfrau ihre Unschuld, von einem rechtschaffenen Mann seine Ehre fordern? Will man mich denn zum Sklaven machen? mich, der ich das Schwert stets für meine Freiheit gezogen habe? Der König hat mir vertragsmäßig das Elsaß gegeben, und ich habe ihm dafür treu gedient. Ich habe ihm den Feind aus dem Lande gejagt, mein Blut für ihn vergossen und meine Armee geopfert; und jetzt, da ich dem Glück und der Anstrengung wieder einige Erfolge verdanke, will man mich ihrer berauben?“

Guebriant: „Eure Fürstliche Gnaden möge bedenken, daß Sie, der durch Ihre Taten bei der Nachwelt so großen Namen erworben, sich durch solche Gesinnung bei der Mitwelt in den Ruf der Undankbarkeit setzen.“

Darauf erwiderte Bernhard heftig erregt: „Ich bin jederzeit bereit, mich einem unparteiischen Urteil zu unterziehen; denn ich habe stets so gehandelt, daß ich keinen Vorwurf zu fürchten brauche.“

Damit brach er die Unterredung ab. Und als der Marschall später versuchte, den Herzog zu besserer Antwort zu veranlassen, daß er dem Könige durch den Schatten eines Zugeständnisses, während er die Sache besitze, kein Mißvergnügen bereiten möge, schloß Bernhard die langen Verhandlungen mit dem offenen Soldatenwort: „Fürchten Sie das nicht. Ich kenne den Hof. Es ist nicht das erste Mal, das man mir unvernünftige

Zumutungen macht. Die Minister und der Cardinal selber haben eingestanden, daß das französische Art sei; ihre Ministerstellung verpflichte sie zu solchen Dingen. Da ich das nun einmal weiß, werde ich mich in Zukunft besser schüzen. Auch diesmal würden die Minister die ersten sein, die sich über mich lustig machten, wenn ich auf ihre Bedingungen einginge."

Guebriant wandte noch ein: „Da möchten Ihre Fürstliche Gnaden sich doch stark verrechnen. Weshalb weigern Sie sich doch dem König einen so kleinen Beweis der Erkenntlichkeit zu geben?“

„Weil ich niemals den Vorwurf ertragen würde, der erste gewesen zu sein, der das Reich zerstückle“, war des deutschen Fürsten deutsche Antwort.

Da spielte der Franzose den letzten Trumpf aus: „Wer mutet Ihnen das zu? Elsaß und Breisach sind österreichisch. Warum sollte nicht ein Fürst aus sächsischem Stamm die Kaiserkrone erwerben können?“

Also die Kaiserkrone für Elsaß und Breisach! Das verfing aber bei Bernhard nicht. Er schwieg, und Guebriant hatte mit allen Diplomatenkünsten nichts ausgerichtet.

Die Franzosen fürchteten, der Herzog habe sich ganz verwandelt, wolle sich von Frankreich losmachen, sich selbständig stellen und den Schweden nähern. Darum verdächtigten sie ihn jetzt bei dem schwedischen Gesandten in Hamburg; sie beklagten sich über sein „schlechtes, ungerechtes und beinahe unerträgliches Verhalten“; sie verleumdeten Bernhard, daß er den Schweden nicht helfen wolle, in Burgund stehen bleibe und nicht daran denke, über den Rhein zu gehen. Und dabei brannte Bernhard

vor Begierde, den Feldzug zu beginnen, trotz seiner Fieberanfälle, und mahnte die Franzosen vergeblich, ihm das zu ermöglichen. Sie aber wollten ihn nötigen, die elsässischen Plätze zu entblößen — um sie selber zu besetzen.

Mittlerweile war der Herzog in Breisach gewesen, um dort zum Rechten zu sehen. Denn es waren allerlei Unordnungen eingerissen und er hatte bisher nicht genug für sein Land sorgen können. Jetzt richtete er eine Regierung ein und eine Kämmererei. Ein Landhauptmann wurde an die Spitze der Verwaltung gestellt mit einem Hofmarschall, einem Rechtsgelehrten und einem Sekretär. Sie sollten sich der „Wiederaufnahme des Landes“ annehmen, für Sicherheit der Straßen, des Handels und Feldbaues sorgen. Sein Finanzmann, der alte Geheime Rat Kehlinger, wurde „Direktor der Gelder und der Festungsgebiete“. In der Hauptstadt Breisach wurde ein Festungskommandant bestellt samt einem Stadtmajor und Schloßhauptmann mit genauer Weisung für die Sicherheit und Polizei der Stadt.

Nachdem so die Verwaltung seines Landes geordnet war, machte Bernhard einen kriegerischen Vorstoß gegen den Herzog von Lothringen, warf ihn zurück und eroberte Thann im Oberelsaß. Dann zog er den Oberrhein hinauf, sah, ob in den Waldstädten alles in Ordnung wäre, freute sich auf dem Hohentwiel an dem Elfer des wackeren Widerholt und beredete mit ihm die nächsten Unternehmungen.

Darauf kehrte Bernhard in die Freigravenschaft zurück, um seine Truppen herauszuholen. Zum Entsetzen von Guebriant wollte er sie, ohne auf die Hilfe Frankreichs zu warten, über den Rhein führen, sich durch Schwaben

und die Donau hinunter arbeiten und Baner die Hand reichen. Dazu setzte er sich mit Schweden in Verbindung und mit der Landgräfin von Hessen.

Als der Herzog mit seinen tapferen Scharen durch die elsässische Grenzstadt Pfirt zog, hatte sich eine große Menschenmenge versammelt, um den berühmten Kriegshelden anzustaunen.

Da fielen ihm die Huldigungen ein, die sein großer Kriegsmeister Gustav Adolf in seinen letzten Tagen beim Zuge nach Lützen erfahren hatte und er sagte wehmütig: „Ich fürchte, das Schicksal des Schwedenkönigs teilen zu müssen; denn sobald das Volk mehr auf diesen als auf Gott sah, mußte er sterben.“

XX.

Das Ende.

1639.

Kränklichkeit. Fieberanfall. Abschied. Testament und heilige Wegkehrung. Der andere Alexander. Sein guter Kampf.

Schon seit der Wittenweierer Schlacht war Bernhard nicht mehr gesund. Ein Gallenfieber hatte ihn erfaßt und ließ ihn schier nicht mehr los. Denn er konnte und wollte sich nicht schonen. Nach jeder großen Anstrengung ergriff ihn eine große Schwäche; aber immer gab es neue Aufgaben und Unternehmungen, neue Strapazen und Gemütsaufregungen. Mit großer Willens-

kraft raffte er sich auf und schüttelte die Mattigkeit von sich, mußte es aber dann durch heftigere Anfälle büßen. Bernhard hatte von jeher eine ungeheure Arbeitskraft bewiesen. Wenig Schlaf, wenig Erholung brauchte er oder gönnte er sich; zuletzt fast gar keine mehr. Denn nicht nur im Lager, auf dem Marsch und in der Schlacht besorgte und beachtete er alles bis ins einzelste, auch in seinem Hofhalt und in der Verwaltung und Regierung seiner Landschaften, Städte und Festungen. Er unterschrieb kein Schriftstück, ohne es durchzulesen, fertigte keinen Gesandten ab ohne genaueste Instruktion, faßte keinen Entschluß ohne sorgfältige Beratung. Da mußte seine doch zarte Natur sich aufreiben und konnte den Krankheitsanfällen schließlich keinen Widerstand mehr leisten. Schon in Burgund hatte er einen solchen auszustehen gehabt und mußte seitdem immer doktern und sich in acht nehmen.

Netzt als der Herzog nach Hünningen abzog, während seine Truppen rheinabwärts zogen, ergriff ihn am 4. Juli in der Sommerhitze das Fieber aufs neue. Er ließ sich zu Schiff bringen und den Rhein hinabfahren. Als er in Neuenburg anfuhr, zogen gerade seine Krieger mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen über die Schiffbrücke Deutschland zu. Der ersehnte Tag war gekommen — aber er, der so lange von dieser Zukunft geträumt, lag krank und todesmatt im Schiff und konnte ihnen nur mit den Augen folgen. Noch nie hatte er sich so übel gefühlt und täglich wurde es schlimmer. Die Mittel der Ärzte, des Deutschen Schmid und des Genfers Blandini, halfen nichts. Am 7. Juli ließ er seine vertrautesten Generäle kommen, Erlach, Öhm und Rosen,

und mahnte sie, treu zusammen zu halten, sich vor Zwietracht zu hüten und die gute Sache nicht sinken zu lassen. In der Nacht steigerte sich die Krankheit. Die Ärzte gaben die Hoffnung auf. Bernhard hörte diesen Entschaid mit heldenhafter Fassung.

Da verlangte er nach seinem Seelsorger. Rückert trat ein. Bernhard bat ihn, Gott anzurufen, daß er in ihm die rechte Buße wirke: „Ich weiß gar wohl, daß ich durch niemand, niemand, niemand als allein durch Christi Verdienst von meinen Sünden erlöst werden kann.“ Der Hofprediger tröstete ihn mit den Sprüchen der heiligen Schrift, daß dem, der einen guten Kampf gekämpft und Glauben gehalten, die Krone der Gerechtigkeit beigelegt ist.

Darauf ließ der Herzog seinen Kanzler Kehliger den Jüngeren rufen, sein Testament niederzuschreiben. Aber zuvor mußte er mit einer kalten Schale gestärkt werden. Wie er's gewohnt war bei einem wichtigen Geschäfte, blickte der Herzog den Kanzler lange an, dann sprach er: „Da es zu Ende geht, tue ich meinen letzten Willen kund, nicht wie ich will, sondern wie ich wegen der Kürze der Zeit kann.“ Sein Vermögen und seine wenigen Kostbarkeiten vermachte er seinen Verwandten, Freunden, Kriegskameraden, Beamten und Dienern; sein Heer seinen Kriegsobersten Erlach, Öhm, Graf von Nassau und Rosen; seine Eroberungen seinen Brüdern; wenn sie dieselben nicht haben wollten oder könnten, habe Frankreich billig den Vorzug, doch müßte es dieselben beim Frieden an Deutschland zurückgeben. Der Kanzler wünschte allerlei Erläuterungen, aber Bernhard drängte auf Ausfertigung, damit es nicht zu spät werde.

Während diese geschah, kam der Hofprediger zur Beicht- und Abendmahlsfeier. Mit ergreifenden Worten legte der Sterbende sein Sündenbekenntnis ab und begehrte die Lossprechung und das heilige Mahl: „aber rasch, denn es ist hohe Zeit“. Als er das Sacrament empfangen, sprach er das Dankgebet und bat Gott, es nun nach seinem väterlichen Willen nicht lange mehr zu machen.

Jetzt tritt der Kanzler wieder ein mit der fertigen Urkunde. Mit zitternder Hand unterzeichnet es der Sterbende: „Es ist hohe Zeit gewesen“, flüsterte er. Ob er noch etwas zu erinnern habe? fragt der Kanzler. „Ja, ich hätte noch vieles zu sagen; aber die Zeit ist mir zu kurz.“ Mittlerweile versammeln sich im Zimmer die beiden Ärzte, der Hofmarschall von Remchingen und der Rittmeister Starschedel, ein besonderer Liebling des Herzogs. Dieser weist auf das Blatt, welches der Kanzler in der Hand hält, und sagt: „Dies enthält meinen letzten Willen, den ich ausgeführt wünsche.“ Es fallen ihm noch einige seiner Getreuen ein, denen er noch dies und jenes vermacht haben will; doch schiebt er den Kanzler hinaus, es draußen niederzuschreiben: „damit ich“, sagt er, „Zeit habe, mich zu Gott zu schicken, weil mein Ende nun vorhanden ist.“ Dann sagt er seiner Umgebung: „Ihr Brüder, gehet jetzt hinaus, ihr macht mich sonst irre. Ich habe genug mit euch geredet: jetzt muß ich mit Gott reden.“

Und er betete mit seinem Seelsorger und hielt sich fest an seinen Erlöser. Sein Atem wurde kürzer. Er sagte: „Ich muß mich verwundern, daß das Herz noch so frisch ist und sich zum Tode noch nicht schicken will.“

Mit seinen letzten Atemzügen flüsterte er noch die schönen Sprüche sterbender Frommer, die ihm als fleißigem Bibelleser ins Gedächtnis kamen: „Vater, in deine Hände befehl ich meinen Geist. — Herr, gehe nicht ins Gericht mit deinem Knecht. — Herr Jesu, nimm meinen Geist auf! — Herr, gedenke meiner in deinem Reich! — Herr Jesu, laß mich ein Glied an deinem Leibe bleiben.“ Und als er nicht mehr sprechen konnte, segnete er sich mit dem Kreuz über seinem Angesicht und verschied. Es war früh 7 Uhr am 8. Juli 1639.

In prunkvollem Gewande wurde der fürstliche Leichnam ausgestellt und dann zu Schiff, wie einer der altnordischen Recken den Rhein hinabgeführt nach Breisach, seiner herrlichsten Eroberung. Am Landungsplatz erwartete ihn sein Generalstab, sein Hofstaat und seine beiden Leibregimenter. In feierlich düsterem Zuge geleiteten sie den Sarg in die Domkirche. In feierlich düsterer Predigt wurde sein Wesen und Wirken gepriesen, sein Verlust beklagt. In der schwarzbehängenen Kapelle sein Leib zur Gruft gebracht. Jahrelang hielt ein kriegerischer Posten an seinem Sarkophage die Trauerwache. Nur im Totensarge kam er zur Ruhe in seiner Hauptstadt.

Die Dichter besangen seinen Tod:

Wert auf, du werthe Christenheit:
 Groß Not tut mich bezwingen,
 In Trübsal und in Traurigkeit
 Ein Klage lied zu singen,
 Weil durch den Tod der liebe Gott
 Hat wieder hingenommen
 Herzog Bernhard, der uns zum Trost
 In diese Welt war kommen.

Ein tragisches Geschick war dem jungen Helden beschieden. In der Blüte seiner Jahre, auf der Höhe seiner Siegeslaufbahn wie die jünglinghaften Helden Achill und Alexander war er dahingerafft. „Sein Todestag war auch für Deutschland der unglücklichste Tag“, klagte der große Niederländer Hugo de Groot. „In ihm hat Deutschland seine Zierde und seine letzte Hoffnung verloren, fast den einzigen, der des Namens eines deutschen Fürsten würdig war.“

Darum glaubte auch die Welt und glaubte er selbst, daß seinen Tod nicht die Natur und nicht des Himmels Wille verursacht habe, sondern menschliche Tücke und teuflische Verworfenheit: Gift von seinem Nebenbuhler Frankreich, das ihn jetzt mit fast heuchlerischer Feierlichkeit betrauerte, oder von seinen Todfeinden Oesterreich und Spanien, die über den Hingang ihres bewunderten und gefürchteten Gegners frohlockten. Am meisten hat Hugo de Groot recht, der erklärte: der Zorn über Frankreichs Mißtrauen und Treulosigkeit habe dem Herzog die Galle ins Blut getrieben und sein Leben vergiftet.

Ja, es mußte ein Leben, auch ein starkmütiges und hoffnungsfrohes aufreiben, daß der großherzige Mann und geniale Feldherr stets gehemmt und gehindert war, durch die Unzulänglichkeit der Mittel, die ihm kleinlichster Egoismus in kläglicher Verblendung versagte. Es war ein verzehrender Widerspruch, der sein Wesen und Wirken durchzog, daß der glühendste, ehrlichste Vaterlandsfreund doch seine Hilfe suchen mußte bei dem, der zum übermühtigen treulosen Gegner, zum „Erbfeind“ deutscher Größe und Macht sich entwickelte.

Und doch, wenn wir heute die Vergangenheit überblicken von unseren Tagen bis zu seinen Lebzeiten: wir müssen doch sagen, er hat, wie er's selbst so nachdrücklich fühlte und wollte und sagte, er hat für die „deutsche Libertät“ gegen die fremdländische Tyrannei, für die wahre und innerste Freiheit Deutschlands gegen den eigentlichen Erbfeind des deutschen Volkstums gekämpft. Den päpstlich=spanisch=habsburgischen Geist hat er überwinden helfen. Dazu mußte er das Kaisertum bekämpfen, das damals gänzlich undeutsch, ein „römisches“, „heiliges“, d. h. römisch=katholisches war. Das konnte das zerrissene Deutschland damals freilich nur mit fremder Hilfe. Diese mußte bezahlt werden mit deutschem Blut und dann auch mit deutschem Land: Elsaß. Später hat ja Österreich für gänzlich undeutsche Interessen Lothringen preisgegeben.

Denn auch darin gleicht Bernhard dem großen Alexander, daß sein Erbe ein Zankapfel seiner Heerführer und Verwandten, seiner Verbündeten und Gegner ward. Breisach und Elsaß fiel schließlich den Franzosen in die Hände, und die gaben es freiwillig nicht mehr her.

Bernhard hat Frankreich instand gesetzt, seine herrlichen Eroberungen an sich zu reißen. Aber damit, daß er in seinem Volke den deutschen Geist und den evangelischen Glauben rettete, hat er auch sein Vaterland instand gesetzt, wenn auch erst nach zwei Jahrhunderten, das an das Ausland verfallene Reichsland wieder zu gewinnen, und dazu statt eines „römischen“ ein deutsches Reich zu gründen.

Darum konnte auch, als sechzehn Jahre nach Herzog Bernhards Hinscheiden sein Leichnam aus dem französischen

gewordenen Dreifach in seine thüringische Heimat geführt und in der Stadtkirche zu Weimar zur Ruhe gebracht wurde, sein alter Hofprediger Dr. Rückert, der in einer begeisterten Predigt das Andenken des Weimarischen Helden feierte, das biblische Wort zum Text wählen und ihm in den Mund legen:

„Ich habe einen guten Kampf gekämpft.“

Und der zeitgenössische Dichter durfte ihn sagen lassen:

Ein großer Held, der war ich doch,
Auf Erd nicht meinesgleichen.
Meine Siegesmacht man spüret noch
Im Schweden- und Frankenreiche.
Jog's Schwert ich aus, erfaßt ein Graus
Ringsum all meine Feinde,
Mit frischem Mut, mit Heldenblut
Rettet ich meine Freunde.

Gesegn' euch Gott, behüt euch Gott,
Die ihr mit mir gestritten!
Er helfe euch aus aller Not,
Die ihr so lang erlitten.
Gott sei mit euch und mit dem Reich,
Heil sei ihm stets beschieden,
Wofür ich tritt, wofür ich litt:
Der edle goldne Frieden.



Berichtigung.

Seite 131 lies: „Schloß Höttingen“ statt Usenberg.



Weimar. — Hof-Buchdruckerei.



42

This book should be returned to
the Library on or before the last date
stamped below.

A fine of five cents a day is incurred
by retaining it beyond the specified
time.

Please return promptly.

